Theologischer Verein HALLE a/S.

Nr. 28 Leipzig, den 13. Juli 1890

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für die Gebildeten

Vierter Jahrgang

(Post-Zeitungsliste Nr. 1324)

Haltegebühr:
Vierteljährlich 2 Mark

Anzeigegebühr:
Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Inhalt: Ohne mich könnet ihr nichts thun — Die Stellung des evangelischen Christen zur heiligen Schrift: 3. Das Schriftganze als Heilswort für den Einzelnen (Erste Hälfte) — Sobald das Geld im Kasten klingt, die Seele aus dem Fegfeuer springt: Geschichte oder Legende? 2. 3 — Sulze über die Herkunft seines Gemeindegedankens — Die jüngste Sitzung der Berliner Stadtsynode. Aus Berlin — Unchristlicher Antisemitismus in einer evangelischen Kirchenzeitung. Aus Halle — Verschiedenes: Wißmann über katholische und protestantische Missionare; Vom evangelisch-sozialen Aktionskomitee; Ein neuer Finanzminister in Preußen — Quittung — Anzeigen

Ohne mich könnet ihr nichts thun

Joh. 15, 5

Dieses Wort giebt uns Aufklärung darüber, warum wir in kleinen und großen Dingen oft nichts Rechtes zuwege bringen. Wir haben die besten Gedanken, wir sind voll Eifers, es fehlt nicht an hilfreichen Genossen, und doch schaffen wirs nicht. Wir stehen und fragen, woran das eigentlich liegen mag? Und wohl uns, wenn wir noch zur rechten Zeit den wahren Grund unsrer Unfruchtbarkeit erkennen: daß die Rebe den Weinstock vergaß, den Träger und Halt ihres Daseins, den Quell ihrer Kraft. Was rennt ihr und lauft? spricht der Herr zu uns; ohne mich könnet ihr nichts thun, ja den Meinen gebe ichs schlafend.

Und doch sollen wir, müssen wir rennen und laufen, uns strecken und nachjagen. Wir können und dürfen nicht darauf hören, wenn seltsame Propheten uns mitten im Lauf, in der Arbeit, im Kampfe unterbrechen wollen und sagen: Laß ab, du kannst das nicht, der Herr Jesus muß das thun; laß ihn nur machen, die Sach und Ehre ist ja sein. Wir baten, sie möchten zugreifen, das schwere Werk fördern helfen: statt dessen weisen sie zum Himmel empor. Uns treibt die Pflicht, das Gewissen, die Angst um die andern, die auf unser Christentum angewiesen sind, denn es ist schon soviel versäumt und keine Zeit zu verlieren; da halten sie uns auf und fragen: Hast du auch den heiligen Geist? Glaubst du auch an Jesum? Bist du auch ein Christ? Die Kraft von oben erjagt und erarbeitet man nicht; sie wird, wenn die Stunde kommt, aus Gnaden denen geschenkt, die darauf warten!

Ja, ist denn noch immer Wartezeit? Ist nicht Pfingsten vorüber? Ist nicht die Stunde da, sich zu rühren und den Beweis des Geistes und der Kraft zu liefern? Christus sagt: Ohne mich könnet ihr nichts thun. Also thun sollen doch auch wir etwas. Zu seiner Arbeit eben hat er uns berufen; in und durch uns will er wirken. Und was will er wirken! Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, wer an mich glaubet, der wird die Werke auch thun, die ich thue, und wird größere denn diese thun (Joh. 14, 12). Wann denn? Doch wohl in diesem Leben? Nicht erst im Jenseits; denn dahin sollen uns unsre Werke nachfolgen, also müssen wir sie erst gethan haben. In der ganzen Schwachheit unsrer menschlichen Kräfte, die auch Paulus nicht abgelegt hatte, da er sprach: Ich vermag alles.

Nur der Glaube, der da weiß, daß er alles vermag, und nur der Glaube, der da weiß, daß er nichts vermag ohne Jesum, ohne seinen heiligen Geist, ohne Gottes Kraft und Segen, ist tauglich, die Welt zu überwinden.

Haben wir diesen Glauben, so arbeiten, laufen, kämpfen wir, als käme es ganz allein auf uns an, so ernst, so eifrig, so redlich, so treu. Aber wir vergessen dabei nicht das Heilandswort: Ohne mich könnet ihr nichts thun. Wir fragen uns bei allem, was wir anfangen, obs auch in seinem Sinne ist und wir also auf sein Mitthun rechnen dürfen. Wir behalten ihn immer im Auge, damit wir nicht vom Wege abkommen. Wir nehmen uns dazwischen Zeit, zu seinen Füßen zu sitzen und uns von ihm erquicken zu lassen. Wir setzen alles dran, das, was wir als seinen Auftrag erkannt haben, auszurichten, und stellen doch den Erfolg, das, was bei unserm Thun herauskommt, ihm anheim. Wir sind bereit, mit unsrer Person, unserm Plan und Werk zu unterliegen, denn im Unterliegen haben wir die Gewißheit, daß, was mit ihm angefangen ist, mit ihm doch schließlich triumphiren muß; so sind wir wie der sterbende Krieger in der siegreichen Schlacht. Zaghaft, wo wir ihn nicht zur Seite haben, sind wir unverwüstlich in der Gewißheit seiner Gemeinschaft, daß wir mit dem Apostel bekennen: Ich kann niedrig sein und kann hoch sein, ich kann satt sein und hungern, übrig haben und Mangel leiden, ich vermag alles, durch den, der mich mächtig macht, Christus (Phil. 4, 12 f.).

R

Die Stellung des evangelischen Christen zur heiligen Schrift

3. Das Schriftganze als Heilswort für den Einzelnen

(Das Zeugnis des heiligen Geistes. Kübels Theorie. Das Schriftganze ein Wort Gottes an mich. Unabhängigkeit dieser Autorität von der Bibelkritik)

Erste Hälfte

Der im Vorigen gewonnene Ausgangspunkt für die Autorität der Schrift steht durchaus im Einklang mit der ältern lutherischen Dogmatik. Dieselbe begründet die Gewißheit, daß die Schrift Wort Gottes sei, mit dem dafür eintretenden Zeugnis des heiligen Geistes.

Nur ist es nötig, dabei immer wieder vor einem Mißverständnis zu warnen. Es ist nämlich nicht gemeint, daß der Geist Gottes in mir als ein zweites, vom Evangelium verschiednes Moment für dessen Wahrheit Zeugnis ablege. Denn dadurch würde die betreffende Gewißheit von sehr fraglichem Werte werden. So aufgefaßt, würde der heilige Geist nichts andres sein als die Stimme meines christlichen Bewußtseins, meines gläubigen Gemütes. Denn der auf mich wirkende und in mir wohnende Gottesgeist kann sich doch nur meinem Bewußtsein vermitteln, indem ich sein Zeugnis mit meinem Denken erfasse und durch mein Denken hindurchgehen lasse. Es würde also immer die Möglichkeit bleiben, daß etwas, was ich für Zeugnis des heiligen Geistes halte, mit Irrtum versetzt und, indem es durch den Kanal meines eignen Geistes hindurch müßte, verunreinigt sei. Es könnte sogar der Fall eintreten —

und wie oft ist er eingetreten —, daß etwas, das für Gottes Stimme gehalten wird, nichts ist als die Stimme meines eignen Herzens. Ein so geartetes Zeugnis des heiligen Geistes ist also nicht fähig, die unbedingte Bürgschaft für die Wahrheit des Schriftinhaltes zu bilden. Und mehr noch: so aufgefaßt, setzt das Zeugnis des heiligen Geistes in mir voraus, daß ich diesen heiligen Geist schon habe, schon im Glauben stehe. Dadurch aber würde die Glauben wirkende Kraft des Wortes Gottes entwertet und der grundlegende Satz der Reformation verleugnet, daß es gar keinen Glauben und gar keinen Besitz des heiligen Geistes giebt ohne die Vermittlung des Wortes Gottes. Das Zeugnis des heiligen Geistes, das vermeintlich die Autorität der Schrift begründen soll, würde, so verstanden, dieser ihre eigentliche und wesentliche Kraft und Bedeutung nehmen. Vielmehr darf das in Rede stehende Zeugnis des heiligen Geistes schlechterdings nicht als etwas von dem Worte Gottes Unterschiednes gedacht werden, sondern es besteht in der vorhin geschilderten, den Menschen überwindenden Kraft des Wortes selbst. Indem das Evangelium in mir den Glauben an sich erzeugt, bewährt es sich mir als ein Wort meines Gottes und als eine wirksame Kraft seines heiligen Geistes. Das Evangelium **wird** also nicht nur durch die hinzutretende Thätigkeit des heiligen Geistes bezeugt, sondern es bezeugt sich mir selbst als eine Wirkung dieses Geistes. Das ist der wahre Sinn jenes alten Satzes von dem Zeugnis des heiligen Geistes.

Aber so richtig dieser Satz an sich ist, so wenig leistet er das, was er im System der alten Dogmatik leisten sollte, nämlich zu verbürgen, daß der **gesamte Inhalt** der heiligen Schrift bis in das Kleinste hinein irrtumslose Wahrheit sei. Denn ob die Regentenzahlen und die Geschlechtsregister im Alten Testament richtig seien, ob Jesus bei Jericho einen oder zwei Blinde geheilt habe, überhaupt ob irgend eine geschichtliche Thatsache genau oder ungenau berichtet sei, darüber kann das Zeugnis des heiligen Geistes, wenn es im dargelegten Sinne gefaßt wird, mir nichts sagen, denn es bezieht sich ja nicht direkt auf den Inhalt von etwas Vergangnem, sondern von etwas für mich Gegenwärtigem. Die Frage stellt sich für uns dahin: Giebt es einen Weg, welcher der Gemeinde nicht nur den eigentlichen Kern des Evangeliums und daher auch die Schrift, soweit sie diesen Kern ausspricht, sondern auch **das Schriftganze** zur religiösen Autorität zu machen geeignet ist?

Eine Antwort auf diese Frage versuchte im vergangnen Jahre Professor **Kübel** in einem Schriftchen „über das Wesen und die Aufgabe einer bibelglaubigen Theologie" zu geben. Prüfen wir also zunächst diesen Versuch. Auch er geht von dem Zentrum des Evangeliums aus. Im Neuen Testament finde ich, wie er es schön ausdrückt, die Heilandsliebe im Heilandswort. In jedem Wort, namentlich in einem religiös überzeugungskräftigen, sei eine unzertrennbare Einheit von Sachlichem und Persönlichem gegeben. Nur darum sei solches Wort überzeugungskräftig, weil darin eine Person zu mir rede, die selbst so geartet sei, wie ihr Wort mich geartet machen wolle. Darum aber müsse nun auch diese Persönlichkeit für alles andre, was sie mir im Dienste der Wahrheit zu sagen habe, mein Vertrauen beanspruchen. Der Verfasser beruft sich dafür auf das innere Verhältnis eines Menschen zu einem Prediger, durch den seine eigentliche Glaubensgeburt zu stande gekommen, der also sein eigentlicher geistiger Vater sei. Dadurch sei uns dieser eine Autoritätsperson einziger Art geworden, vor der wir uns beugen, deren Wort in der That uns Gottes Wort, maßgebend, entscheidend, leitend sei. So sei es denn rein unmöglich, moralisch und logisch unmöglich, daß ich einem Manne, dem ich jene einzigartige, tiefste innere Anfassung verdanke, z. B. einem Paulus zutraue, er sei in Beziehung auf das eine und andre, was er sonst im Dienste der Wahrheit rede, ein Träumer, ein Phantast oder gar ein Schwindler und Lügner. So gewinnt der Verfasser für die Apostel eine Autoritätsstellung der Art, daß wir einfach zu fragen haben, was sie geglaubt haben, und es als unsre Pflicht erkennen müssen, das auch unserseits zu glauben.

Bleiben wir hierbei einstweilen stehen, um die Beweiskraft dieser Ausführungen zu prüfen. Zu meinem Bedauern muß ich gestehen, daß sie von Anfang bis zu Ende mir nicht als beweiskräftig erscheinen können. Zunächst ist die von dem Verfasser nicht einmal, sondern an drei verschiednen Stellen herangezogne Analogie mit demjenigen Menschen, dem wir unsre Bekehrung verdanken, sehr bedenklich. Ich leugne vor allem die Thatsache, daß dieser dem von ihm Bekehrten eine solche einzigartige Autorität werde, wie es hier vorausgesetzt ist. Wenn ich persönliches Erlebnis gegen persönliches Erlebnis setzen darf, so muß ich gestehn, daß derjenige Mann — er ist längst nicht mehr hienieden —, zu dem ich unter allen Menschen in religiöser Beziehung am meisten in die Höhe geblickt habe und dem gegenüber ich mich aus natürlichen und religiösen Gründen von der größten Pietät erfüllt weiß, sodaß mir bei dem bloßen Gedächtnis an ihn das ganze Herz warm wird, — daß dieser Mann mir nie in dem Sinne eine Autorität gewesen ist, daß ich jemals unbesehen seine christlichen Ueberzeugungen, und zwar in sehr wesentlichen Punkten, als für mich bindend angesehen hätte. Bei aller Pietät, mit dem ich jedem Worte seines Mundes gegenübergestanden habe, habe ich mich doch stets innerlich frei gefühlt und stets zu eigner Kritik berechtigt angesehen. Ich leugne weiter das Recht zu einer solchen gebundnen Stellung irgend einem Menschen gegenüber. Der Verfasser selbst muß ja zugeben, daß die fromme Vergötterung beliebter Prediger ungesund sei; er muß zugeben, daß selbst einem Luther gegenüber wir die Erfahrung machen, daß seine Worte nicht überall in gleicher Weise der Wahrheit entsprechen; er sagt, vorschnell statuire man das als **seiend**, was man als das **sein sollende** erkenne. Gut: wenn das aber überall so ist, wo habe ich dann die Bürgschaft, daß dies „sein sollende," das Ideal, bei den biblischen Schriftstellern in vollem Umfang verwirklicht ist? Wenn der Apostel Paulus selbst davon spricht, daß er nur stückweise erkenne, wenn wir in wesentlichen Punkten Differenzen zwischen ihm und Jakobus beobachten, wenn die neutestamentlichen Schriftsteller über die Nähe der Wiederkunft Christi sich sämtlich in Täuschung befunden haben, wo bleibt das Recht, von vornherein zu behaupten, alles, was sie im Dienste der Wahrheit gesagt und geschrieben haben, sei wirklich untrügliche Wahrheit gewesen? Man verschiebe sich doch den Sachverhalt nicht, indem man den Gegensatz dahin formulirt, ob Träger der Wahrheit, ob Träumer, Phantast, Schwindler und Lügner. Wer behauptet denn, daß die biblischen Schriftsteller Schwindler und Lügner gewesen seien? Ja, selbst diejenigen möchten mit der Lupe gesucht werden müssen, die nicht Anstand nehmen, sie Träumer und Phantasten zu nennen. Und doch zeigt die Kirchengeschichte, wie es an sich nicht unmöglich ist, daß Männer von unzweifelhafter christlicher Frömmigkeit in einzelnen Punkten Schwärmer, also wenn man will, Phantasten sein können. Aber davon ist ja, wie gesagt, hier noch gar nicht die Rede, sondern einfach davon, ob es ausgeschlossen ist, daß jemand, der im Zentrum des Heils steht, darum vor allem Irrtum auch in wichtigen religiösen Fragen geschützt sei. Und zu dieser Behauptung haben wir weder eine thatsächliche, noch eine logische Berechtigung. Oder sollte jener Schluß wenigstens von den Aposteln mit Notwendigkeit gelten? Woher weiß ich denn, daß die Apostel irrtumslos gewesen sind? Sagt man, weil Christus es ihnen verheißen hat, so erhebt sich die Vorfrage, einmal, ob die Worte Jesu uns authentisch erhalten sind, anderseits, ob sie wirklich das aussagen, was man darin findet. Wer, wie z. B. der Schreiber dieser Zeilen, die hierher gehörigen Worte überhaupt nicht auf die Apostel, sondern auf die gesamte Jüngerschaft Jesu bezieht, hat zu dem in Rede stehenden Schluß gar keinen Grund. Will man aber die Irrtumslosigkeit der Apostel daraus ableiten, daß sonst die Schrift ihren Zweck nicht erfüllen könne, so ist das derselbe Fehlschluß, der schon in dem vorigen Abschnitt unsrer Erörterung zurückgewiesen wurde, daß man nämlich Gott vorschreibt, wie er habe handeln müssen, und das eigne Denken zur Richtschnur für das göttliche Handeln macht.

Bedenklicher noch ist es, daß Kübel seinen Standpunkt nicht folgerecht durchführen kann. Während es nach dem bisher Angeführten scheint, als wenn er die Schrift in ihrem ganzen Umfang als inhaltlich vollkommnes und untrügliches Gotteswort

festhalten will, sieht er sich im weitern Verlaufe seiner Erörterung zu Einschränkungen genötigt. Er verlangt der Schrift gegenüber nur die Pietät, mit der ein Kind den Eltern, ein erwachsener Schüler dem Lehrer gegenüber stehe. Er erklärt es nicht für ausgeschlossen, daß das Kind auch Fehler bei den Eltern wahrnehme. Er redet von den Schwachheiten in der Bibel, freilich mit dem Zusatz, daß sich mitten in denselben ihre Herrlichkeit offenbare. Er erklärt sich von derjenigen Art der Theologie sehr weit entfernt, die sich an die Namen Hengstenberg und Keil knüpfe; er gebe ruhig alle Dissonanzen und Widersprüche zu. Freilich will er nicht vorschnell geurteilt haben; allmählich werde vieles, woran man zunächst Anstoß genommen habe, sich der weiter fortschreitenden Erfahrung und Arbeit rechtfertigen; aber dennoch bleibt auch ihm ein menschliches und daher irrsames Element in der Bibel. Nur dürfe man nicht die Frage so stellen: Was ist für mich Wahrheit in der Schrift, was habe ich als solche erfahren? und dann das Uebrige streichen; sondern man müsse fragen: Was haben die Apostel im wesentlichen geglaubt? und sich dem unterordnen; denn nicht wie Kern und Schale, sondern wie Zentralisches und Peripherisches verhalte sich das, was unbedingt geglaubt werden müsse, zu dem, worin Freiheit zu verstatten sei.

In diesen Ausführungen giebt sich meines Erachtens die ganze Schwäche des Kübelschen Standpunktes zu erkennen. Gesteht jemand in irgend einem Maße die Möglichkeit von Irrtümern in den Worten der heiligen Schriftsteller zu, so hat er kein Recht mehr, den Glauben an die Bibel als solche zu verlangen. Hat das Kind bei seinen Eltern, der Schüler bei seinem Lehrer die Erfahrung gemacht, daß sie in manchen Stücken irren, so ist nun ihr Wort an sich nicht mehr Autorität. Bleiben sie mir in weitem Umfang solche Autorität, so kann ich das nicht damit decken, daß sie es so gesagt haben, sondern muß auch andre und gewichtigere Gründe dafür ins Feld zu führen wissen. Das Kind kann sehr wohl dahinter kommen, daß die Eltern in den elementarsten Punkten geirrt haben; soll also diese Analogie gelten, so würde ich notwendig auch der Schrift gegenüber annehmen, daß, wenn sie an einigen Punkten irrt, sie auch an wichtigen Punkten geirrt haben kann. Es gilt auch Kübel gegenüber, was mit Recht so oft von der alten Inspirationslehre geltend gemacht ist: nimmt man einen Stein aus dem Gebäude, so ist das ganze hingefallen. Und wo ist der Maßstab, an dem ich messen kann, ob ich in irgend einem Punkte von der Schrift abweichen darf oder nicht? Es wird uns gesagt, was die Apostel selbst für wesentlich gehalten haben, müsse auch uns dafür gelten. Wer bestimmt aber, was ihnen wesentlich gewesen ist? Doch mein Urteil, mein wissenschaftliches Denken, mein religiöses Empfinden, und da wären wir also in dem von Kübel so verabscheuten Subjektivismus mitten drin. Und wenn die Apostel überhaupt haben irren können, warum hätten sie sich nicht gelegentlich auch in der Bestimmung dessen, was wesentlich ist, irren können? Kübel weist die Unterscheidung von Schale und Kern in der Schrift mit Schärfe zurück und will statt dessen die Unterscheidung des Zentralischen und Peripherischen einsetzen. Ist es ihm denn ganz entgangen, daß er damit gegen die Autorität der Schrift, ja gegen die Autorität, die ihm selbst doch auch die höchste ist, verstößt, gegen die des Herrn selbst? Wenn dieser ausdrücklich erklärt, nicht das kleinste Tüttelchen des Alten Testaments solle in seinem Reiche hinfallen, so ist das wahrlich keine Unterscheidung des Zentralen und Peripherischen, sondern er urteilt, auch das Peripherische sei unverbrüchlich. Und wenn er dann eine Reihe einzelner Gebote des Alten Testaments dem Wortlaut nach auflöst und sich dabei doch als Erfüller des ganzen Gesetzes bezeichnet, so führt das doch direkt auf die Unterscheidung von vergänglicher Schale und unvergänglichem Kern. Wenn der Apostel Paulus selbst das Gebot von dem Ochsen, der nicht verkörbt werden soll, seiner christlichen Gemeinde vorhält, nur mit einer andern Deutung, wo bleibt dann bei ihm der Unterschied von Zentralem und Peripherischem im Alten Testament? Wohl aber kann man sein Wort zurückführen auf den Gegensatz von Schale und Kern, Buchstabe und Geist, elementarer und christlicher Auffassung. Dagegen das Wesentliche und Unwesentliche, das Zentrale und Peripherische sind so dehnbare und ungewisse Begriffe, daß damit gar nichts anzufangen ist. Wo hat es je einen Theologen gegeben, der, wenn er noch so viel Abstriche von der Schrift gemacht hatte, nicht der Ueberzeugung gewesen wäre, was er übrig lasse, sei gerade das Wesentliche?

So führt der von Kübel empfohlene Weg durchaus nicht zu dem von ihm erhofften Ziele. Aber das ist noch nicht das schwerste Bedenken, das ich dagegen hege. Viel schlimmer ist, daß auf seinem Wege das Schriftganze höchstens zu einer Autorität für das Religiöse, aber nicht zu einer religiös gearteten Autorität wird. Von einem Glauben an die Schrift in evangelischem Sinne zu sprechen, hat Kübel kein Recht. Denn wenn ich zwar an ihr Zentrum, die Heilandsliebe im Heilandswort, erfahrungsmäßig glaube, dann aber, ohne daß es in analoger Weise seinen Selbstbeweis führt, das Uebrige als Autorität gelten lasse, so ist das Letztere gar kein Glaube. Das Element des persönlichen Innewerdens, der unmittelbaren Gewißheit, der auf mich ausgegangnen Kraft fehlt hierbei vollständig. Es kommt schließlich doch darauf hinaus, daß ich zu etwas Ja sagen soll, was für mich innerlich, wenigstens jetzt, gar keine Bedeutung hat, in meinem religiösen Leben keine Rolle spielt. Das aber soll man nicht Glauben nennen.

Dazu aber kommt ein zweiter Punkt. Für Kübel ist der Glaube an die heilige Schrift wesentlich ein Glaube an die Apostel. Sie erweisen sich durch ihre Verkündigungen „der Heilandsliebe im Heilandswort“ als geeignet, mir auch in ihren übrigen Aussagen über das religiöse Gebiet glaubwürdig zu sein, mir eine analoge Autorität zu werden, wie der Mann, dem ich meine Bekehrung danke. Mit dem allen aber ist der Begriff des Wortes Gottes im eigentlichen Sinne außer Rechnung gestellt. Wir aber erkannten es als das charakteristische Merkmal des Wortes Gottes, daß es die Kraft hat, mich das menschliche Organ vergessen zu lassen, durch das es an mich herantritt, und statt dessen mich in unmittelbare Beziehung mit meinem Gott zu bringen, sodaß ich es eben nur mit ihm zu thun habe. Gerade dieses Moment fehlt bei Kübel vollständig. Ihm kommt der menschliche Prediger und das Vertrauen zu diesem, ihm kommen die Apostel und die Reife ihrer Erkenntnis in Betracht; aber gerade von dem, worauf alles ankommt, daß ich unter dem menschlichen Wort meinen Gott unmittelbar in mein Leben hineintreten sehe, daß ich nicht von Offenbarungen zehre, die andre gehabt haben, sondern die, vermittelt durch andrer Wort, ich selbst in der Gegenwart habe, und zwar als unmittelbare Offenbarung habe: von dem allen ist bei ihm nicht die Rede.

So sehr also auch seine Absicht anzuerkennen ist, die religiöse Autorität der Schrift in ihrem ganzen Umfange zu verteidigen, so wenig hat er sie erreicht. Er wollte gern über den Standpunkt derer hinauskommen, die das Maß der eignen religiösen Erfahrung zum Maße für die Autorität der heiligen Schrift machen, und darüber hat er den wesentlichsten Punkt vernachlässigt, daß von einem Wort Gottes nur die Rede sein kann, wo und soweit Gott unmittelbar zu mir in Beziehung tritt. Sein Verhängnis ist, daß ihm an die Stelle des Wortes Gottes das Wort der Apostel tritt.

So werden wir den Versuch machen dürfen, ob nicht von dem in unsrer vorigen Darlegung gewonnenen Standpunkt aus sich die religiöse Autorität des Schriftganzen in haltbarerer Weise nachweisen läßt.

E H

Sobald das Geld im Kasten klingt, die Seele aus dem Fegfeuer springt —

Geschichte oder Legende?

2

Wer hat zuerst die Anklage gegen Tetzel erhoben, jenen Vers gepredigt zu haben? Nach der Behauptung der Römer wäre es Luther gewesen, der dies auf ein Gerücht hin gethan.

Man vergißt dabei, daß Tetzel schon eine reiche Vergangenheit hinter sich hatte, ehe ihn Kurfürst Albrecht von Mainz in seine Dienste nahm. Schon im Jahre 1508 finden wir ihn als

Ablaßprediger zu Gunsten des Deutschordens in Livland in Meißen und der Oberlausitz. Damals beglückte er längere Zeit auch mit seinem Ablaß die gute Stadt Görlitz, wo er gute Geschäfte machte. Und schon damals predigte er in dieser Stadt so, wie nicht ein Reformator, sondern ein entschiedner Gegner der Reformation, der damalige Syndikus und spätere Bürgermeister von Görlitz, M. Joh. Haß, in seinen Annalen zum Jahre 1509 berichtet:

Er sagte so bald der pfennige ins becken geworffen und clänge, — so balde were die seele, da für er geleget gen Hymel.

Dabei ist sehr wohl möglich, daß Tetzel das saubere Sprüchlein nicht erfunden, sondern es nur andern nachgesprochen hat, denn Staupitz polemisirt, und wahrscheinlich schon vor Luthers Auftreten, in einer wohl von Lazarus Spengler in Nürnberg niedergeschriebenen Predigt gegen die Weise, wie „etliche“ dem Volke einbilden:

so der Mensch seine Sünden fleißig beichtet und sich dann der päpstlichen Indulgenz durch seine zeitliche Handreichung teilhaftig mache, daß er damit Vergebung der Sünden erlange; denn der Klang des Guldens, so der in die Geldkiste fällt, wird den Sünder seiner Sünden nicht entledigen*)

Aber wie dem auch sei, noch ein andrer entschiedner Gegner Luthers, der Prior Kilian Leib von Rebdorf, berichtet wörtlich von Tetzel:

Dieser verwaltete sein Amt mit großem Geschrei, indem er bei seiner Seelen Seligkeit versicherte, daß die Seelen der Abgeschiednen dann aus dem Fegfeuer zum Himmel auffliegen, wenn die für sie in den Opferstock hineingeworfnen Münzen im Kasten klängen.**)

Nicht minder kennt der gut römische Herzog Georg von Sachsen den fraglichen Spruch als Lehre der Ablaßprediger und erwähnt ihn schon am 17. Januar 1519. Und da wird uns zugemutet, das alles für böswillige Verleumdung der Protestanten zu halten, bloß weil auch Luther dasselbe von Tetzel berichtet, oder weil es Herr Röhm für „entsetzlich“ und „rasend dumm“ erklärt, zu glauben, daß Tetzel solchen „Blödsinn“ gepredigt habe. Merkwürdig, daß die kirchlichen Autoritäten anders geurteilt haben. Es ist bekannt, daß der vom Papst über Luther aufgestellte Richter, der päpstliche Hoftheologe Silvester Mazzolini von Prierio, in offizieller Weise Luthers Thesen bekämpfte. Sicherlich würde er den Passauer Domherrn in den Bann gethan haben, denn was dieser als „Blödsinn“ oder sogar als „Kalauer“ kennzeichnet,***) erklärt der Theologe des Papstes als „lautere katholische Wahrheit“ (meram et catholicam veritatem):

Ein Prediger, schreibt er, welcher verkündet, daß eine Seele, die im Fegfeuer festgehalten wird, in demselben Augenblicke auffahre, in dem das vollständig vollbracht ist, wofür vollkommener Erlaß gewährt wird, das heißt das Goldstück in den Kasten geworfen ist, der predigt nicht Menschentand, sondern die lautere katholische Wahrheit. Du aber [Luther], der du das Gegenteil lehrst, sieh wohl zu, was du dafür verdienst, wenn du hartnäckig bei deiner Meinung bleibst, denn du tadelst damit das Thun und die Lehre der heiligen römischen Kirche. Ein Prediger, der so lehrt [nämlich wie Tetzel], ist nicht tadelnswerter als ein Koch, der einem überdrüssigen Magen die notwendigen Speisen durch einen Zusatz von Gewürzen pikant macht.

Mit Recht erhebt da Professor Kawerau die Frage:

Wie wollen Sie dem Dichter eines Lutherfestspiels es verwehren, dem Ablaßprediger Tetzel ein Wort in den Mund zu legen, welches, gleichviel ob es Tetzel selbst oder einer seiner Genossen geredet haben mag, jedenfalls von einem päpstlichen Theologen die feierliche Bestätigung empfangen hat, daß er lautere katholische Wahrheit in pikanter und wirkungsvoller Weise ausspreche?

Aber, behaupten die Rettungen Tetzels, dieser hat die fragliche Lehre ausdrücklich von sich abgelehnt. Dafür beruft man sich auf eine der Gegenthesen Tetzels, es ist die 56. in der Reihe. Aber Professor Kawerau erweist in überzeugender Weise den Ungrund der Behauptung, daß Tetzel den Satz ablehne. Jene These ist nur zu verstehen unter Vergleichung der Thesen Luthers,

*) Johann v. Staupitzens sämtliche Werke. Herausgegeben von J. K. F. Knaake. Potsdam 1867. I, 18.

**) Hic magno boatu illud suum exequebatur munus per animae suae Salutem affirmans, animas vita functorum tunc e purgatorio evolitare ad Superos, cum pro his in gazphylacium iacti nummi sonitarent in trunco. Kilian Leibs Annalen bei Aretin, Beiträge 7, 665.

***) Vgl. Röhm, Zur Charakteristik der protestantischen Polemik der Gegenwart. Hildesheim 1889. S. 61.

gegen die sie gerichtet ist. Luther hatte, damals noch gut katholisch, bloß bezweifelt, daß der für die Abgestorbenen bestimmte Ablaß, den der Papst nach allgemeiner Lehre nur „fürbittweise“ (per modum suffragii) zuwenden könne, sofort (statim) eine Wirkung auf die Seelen im Fegfeuer ausübe, weil dies ein Eingriff in Gottes Majestät sei, in dessen Hand es liege, die Fürbitte der Kirche anzunehmen oder nicht. Aber gerade diese Behauptung, daß die Wirkung eine sofortige sei, war es, die den größten Eindruck auf die Menge machte und die Tetzel in seinen Anpreisungen des Ablasses besonders betonte. Deshalb sucht er auch in den Thesen die Autorität des Papstes, den abgeschiedenen Seelen den Ablaß zu erteilen, nach Möglichkeit zu erhöhen und sagt schließlich in der fraglichen 56. These:

Wer daher behauptet, daß die Seele nicht noch schneller auffahren könne, als bis das Geld auf dem Boden der Ablaßkiste zu erklingen vermag, befindet sich im Irrtum.*)

Damit erkennt Tetzel nicht nur den fraglichen Spruch an, sondern er überbietet ihn noch. Und daß diese Uebersetzung die richtige ist, ergiebt nicht nur der Zusammenhang, sondern namentlich auch die Erläuterung, die der eigentliche Verfasser der Tetzelschen Thesen, Konrad Wimpina, in einer Streitschrift vom Jahre 1528 giebt, und die nach der Uebersetzung Professor Kaweraus folgendermaßen lautet:

Daß Seelen, die durch vollkommensten Ablaß entbunden und gereinigt sind, auffliegen, bedeutet, daß dieselben zur seligen Anschauung gelangen, was bei vollkommen gereinigten durch keinerlei Aufenthalt, der durch räumliche Entfernung veranlaßt wäre, behindert werden kann. Wer daher nicht glaubt, daß eine gereinigte Seele noch schneller auffliegen könne, als der in den Kasten geworfene Groschen zu erklingen vermag, der versteht nichts und irrt. Da vielmehr der Flug der Seelen in den Himmel hinein unvergleichlich viel schneller vor sich geht, als das Fallen irgend eines Körpers nach unten, da ja eine Seele fliegt, ohne an die Schranken, die Größe, Zeit und Bewegung mit sich bringen, gebunden zu sein, während es bei herabfallenden Körpern ganz anders sich verhält: wer somit nicht glaubt, daß eine gereinigte Seele noch weit schneller auffliegen kann, als ein klingender Groschen den Boden des Kastens erreichen könnte, der wird sogar durch die Gesetze der Physik des Irrtums überführt und irrt.

Diese Erklärung ist deutlich: Tetzel ist so weit entfernt davon, den von Luther gerügten Satz: „Sobald das Geld im Kasten klingt u. s. w.“ abzulehnen, daß er ihn vielmehr, wie Kawerau mit Recht bemerkt, zu der Variante verschärft:

Noch schneller als das Geld im Kasten erklingt,
Die Seele schon aus dem Fegfeuer springt.

Das ist in kurzen Worten die protestantische Antwort auf die römische Gewissensfrage.

3

Auf die Ankündigung Professor Kaweraus, die ihm vorgelegte Frage öffentlich beantworten zu wollen, drückte Herr Domkapitular Röhm in einem Briefe am 10. November 1889 seine Freude darüber aus:

Mir ist es sehr erwünscht, wenn Sie die Sache gründlich besprechen — natürlich unter Nennung meines Namens. Auch den Brief von mir dürfen Sie abdrucken und den Ihrigen vorausschicken. — — Wenn Sie nachweisen, daß ich mich geirrt, dann sollen Sie mir nachsagen können: laudabiliter se subjecit.**) Ich stelle meine Zurücknahme dann zum Abdruck in einer Zeitschrift zur Verfügung (da ich selbst keine zur Verfügung habe). Mir ist es einzig um die Wahrheit zu thun: ich trete für das, was ich schreibe, mit meinem Namen ein, ich schreibe nicht pseudonym, ich kämpfe ehrlich und offen, nicht aus dem Versteck. — — Ich freue mich auf Ihre Abhandlung! — — Mit den besten Segenswünschen (inimicus in causa, amicus in persona).

Nach dieser Erklärung durfte Professor Kawerau gespannt sein, wie der Passauer Domherr sich verhalten würde. Man sollte meinen, daß nur drei Wege möglich waren. Er konnte entweder erklären, daß ihn Kaweraus Beweisführung nicht überzeugt hätte, und dann hatte er die Pflicht, den Versuch zu machen, sie Punkt für Punkt zu widerlegen; oder er erkannte an, daß der Beweis dafür geliefert sei, daß Tetzel allerdings jenen Spruch im Munde geführt und ihn für rechtgläubig ausgegeben

*) Quisquis ergo dicit non citius posse animam evolare, quam in fundo cistae denarius possit tinnire, errat.

**) „Er hat sich löblich unterworfen.“ Die bekannte Formel von der Unterwerfung irrender Katholiken unter die Entscheidung des römischen Stuhls.

habe, und dann wäre nach der oben mitgeteilten Erklärung von dem Manne, „dem es nur um die Wahrheit zu thun ist,“ wohl zu erwarten gewesen, daß er dies in irgend einer Form auch offen eingestand; oder endlich — auch diese Möglichkeit war ja nicht ausgeschlossen — er konnte um gewisser Rücksichten willen jede Aeußerung vermeiden, die Wahrheit stillschweigend anerkennen, und damit wäre die Sache abgethan gewesen. Das war möglich, weil Professor Kawerau jene Erklärung in seiner Broschüre nicht mit abgedruckt hatte und es ihm, nachdem die geschichtlichen Thatsachen klargestellt waren, sicher nicht darauf ankam, über einen Mann, dessen Wahrheitsstreben er meinte Glauben schenken zu müssen, einen öffentlichen Triumph zu feiern.

Aber der Passauer Domherr, der seinen Schriften das stolze Wort vordrucken läßt: „Wahrheit sei Waffe und Wehr,“ that nichts von dem, was man erwarten durfte: er gab keine öffentliche Zustimmung ab, er versuchte aber auch keine wissenschaftliche Widerlegung. Wie aus seiner eignen Angabe zu schließen, hätte er wohl ganz gern geschwiegen; aber man sagte ihm, daß „das Schweigen böswillig mißdeutet werden würde,“ und so griff er denn zu dem verzweifelten Mittel, durch Schmähungen die Aufmerksamkeit von dem Gegenstande abzulenken, und erwiederte den von dem sichtlichen Vertrauen in die Wahrheitsliebe des Adressaten getragnen offenen Brief Kaweraus mit einer gegen die evangelische Kirche überhaupt gerichteten Schmähschrift, deren Maßlosigkeit nach Form und Inhalt weniges an die Seite zu stellen sein dürfte.*)

Damit der römische Leser es sich nicht etwa einfallen läßt, Kaweraus Schriftchen zur Hand zu nehmen, wird dieses wohlweislich totgeschwiegen. Mit keinem Wort erfährt der Leser die eigentliche Veranlassung der Broschüre. Zwar werden an ein paar Stellen Anklagen Kaweraus gegen Tetzel erwähnt, auch spricht der Verfasser am Schluß von einem „offenen Briefe“ Kaweraus, auf den seine Broschüre die Antwort sei, aber wo diese zu finden, wie ihr Titel lautet, worum es sich überhaupt handelt, das wird der uneingeweihte Leser schwerlich erraten. Aber darauf kommt es gar nicht an; wie gesagt soll vielmehr die Aufmerksamkeit von der ganzen Streitfrage abgelenkt werden.

Es dürfte Ihnen kaum großen Schaden bringen, wenn Sie die nachfolgenden Zeilen in einer freien Viertelstunde aufmerksam lesen wollten.

Mit dieser Einführung beginnt der Verfasser. Dann folgen in abgerissenen Sätzen seitenlange Schmähungen und Verhöhnungen Luthers und der evangelischen Kirche,**) die der Autor aus seinen frühern Schriften wiederholt. Da heißt es z. B. auf Seite 13 völlig unvermittelt:

Das Leben der »Reformatoren« selbst, das Leben eines Luther, Calvin, Zwingli zeigt tiefe Schatten —

und dazu macht der Verfasser die perfide Anmerkung:

Von den sämtlichen unehelichen Kindern wurden 85,21 Prozent (in Westpreußen im Jahre 1888) evangelisch getauft, also mehr als vier Fünftel aller Mütter, die unehelich geboren haben, waren evangelisch.

Was soll nun dieses Zitat, was kann es anders an dieser Stelle wollen, als bei den Lesern die Meinung erwecken, daß einem Luther u. s. w. gleiche Unzuchtssünden vorzuwerfen seien?

In einzelnen der fünfundzwanzig Aphorismen wird auch Tetzel erwähnt, zuerst auf S. 10, dann wieder auf S. 18 ff. Hatte Kawerau sich auf das Zeugnis des Görlitzer Syndikus Johann Haß berufen, so erklärt Herr Röhm, „daß es dem Görlitzer Syndikus nicht zur Ehre gereiche, wenn er sich den starken Bären (!) aufbinden ließ, Tetzel habe so gepredigt.“ Aber, sollte man meinen, das Zeugnis des Konrad Wimpina müßte doch Eindruck gemacht haben. Röhm erwiedert darauf:

Es freut mich, sehr geehrter Herr Professor, daß Sie diese Stelle angeführt haben. Wohl alle Protestanten werden sagen, gegen diese Stelle ist nichts einzuwenden, die gereinigte Seele gelangt sofort ohne Aufenthalt zur Anschauung Gottes. In der Anführung dieser Stelle waren Sie viel zu eilfertig. Da Sie die Worte lasen: „klingender Groschen, Boden des Kastens, auffliegen,“ so griffen Sie rasch zu, ohne die Stelle genau und aufmerksam zu lesen. Pas trop de zèle! Hâte — toi lentement!

Jedermann wird erwarten, daß der Verfasser seinem Gegner nunmehr nachweisen wird, wie er die besagte Stelle falsch ausgelegt habe und wie sie richtig zu deuten sei. Aber weit gefehlt; in Nr. 20 seiner Aphorismen fährt er fort:

Ne quid nimis: man darf und soll nicht übertreiben. Hätten Sie, sehr geehrter Herr Professor, sich damit begnügt, gegen die Ablaßprediger den Vorwurf zu erheben, daß sie es vielfach mehr auf das Geld, denn auf Beichte, Reue und Leid abgesehen haben, so hätten Sie für diesen schweren Vorwurf gewichtige Zeugen anführen können. Mit diesem schweren Vorwurf hätten Sie sich begnügen können und sollen; er hätte zudem so allgemein gelautet, daß er nicht leicht hätte entkräftet oder widerlegt werden können. Wir wären nicht einmal so boshaft gewesen, zu erwiedern, daß dieser Vorwurf zuweilen auch gegen „evangelische Geistliche“ erhoben werde (Konfirmation, Beichte, Abendmahl, Reden bei Taufen, Trauungen und Beerdigungen).

Das ist alles, was der gelehrte Herr, „dem es nur um die Wahrheit zu thun ist,“ zur Sache beibringt, um nach einigen weitern Schmähungen Luthers und der evangelischen Kirche sich mit folgenden charakteristischen Sätzen zu verabschieden:

24. Zu meinem nicht geringen Erstaunen, sehr geehrter Herr Professor, mußte ich die Wahrnehmung machen, daß Sie ein Mitarbeiter des vielgenannten Pfarrer Thümmel in Remscheid sind. Sie wissen wohl, daß derselbe den Ausspruch that: Der Katholizismus ist tierisch und viehisch! Dieser Ausspruch ist noch etwas stärker als die Bezeichnung „Abgötterei.“ Nun ja, dieser Ausspruch ist gut lutherisch oder, wenn Sie lieber wollen, gut „evangelisch,“ die Sprache der protestantischen „Liebe und Bildung.“ Wer eine solche Sprache führt, hat das unantastbare Recht, nur mit den zärtlichsten Kosenamen angeredet zu werden.

25. Mit dieser Bemerkung will ich meine Aphorismen schließen. Ich zögerte einige Zeit, sie niederzuschreiben; nur ungern entschloß ich mich dazu, weil man mir sagte, wenn ich schwiege, so werde das Schweigen böswillig mißdeutet werden. Lesen Sie diese Aphorismen mit einiger Aufmerksamkeit, lassen Sie sich aber dabei durch dieselben durchaus nicht in Ihrer Ruhe stören. Ihre Freunde werden Sorge tragen, daß Ihr „offener Brief“ an mich in den weitesten Kreisen bekannt wird, daß dagegen meine Antwort auf denselben der „Evangelischen“ ja nicht unter die Augen kommt.

Wenn Sie glauben sollten, es seien in meiner Antwort nicht alle von Ihnen berührten Punkte besprochen, so erlaube ich mir, Sie auf meine andern Schriften zu verweisen. Sie dürften in denselben vielleicht mehr finden, als Ihnen im Interesse des „lauteren Evangeliums“ lieb ist.

Das ist römische Weise, sich mit unbequemen geschichtlichen Thatsachen abzufinden. Und damit vergleiche man die oben mitgeteilte Erklärung des Passauer Domherrn vom 10. November 1889. Es ist in der That weit gekommen. Professor Kawerau hatte in zuversichtlicher Weise der Hoffnung Ausdruck gegeben, daß, wenn auch bei rein religiösen Fragen eine Verständigung nicht zu erhoffen wäre, dies doch anders läge, wenn es sich ganz schlicht um Feststellung einer geschichtlichen Thatsache handelt.

Ich meine, bei einer solchen quaestio facti müßte eine Verständigung zwischen uns möglich sein. Denn dieselben historischen Dokumente liegen Ihnen und mir vor, und die grammatischen und hermeneutischen Regeln, deren man für die Uebersetzung lateinischer Texte u. s. w. bedarf, sind ja Gottlob auch noch bei uns die gleichen. Warum sollte da eine ruhige Prüfung des Thatbestandes uns nicht zu dem gleichen Resultate führen?

Diese Hoffnung war eine trügerische. Der Verlauf der ganzen Angelegenheit hat von neuem gezeigt — und das ist das traurige Resultat —, daß, wenn auch alle Bedingungen eines ehrlichen Kampfes in Rede und Wiederrede vorhanden zu sein scheinen, sogar auf rein wissenschaftlichem Gebiete jede Verständigung mit den ultramontanen Katholiken völlig ausgeschlossen ist. Es giebt kein Gebiet mehr, auf dem wir uns verständigen können. Wir haben nichts, rein nichts mehr mit einander gemein. Das ist traurig, aber es ist Wahrheit, und es ist gut, sie nicht zu verhüllen; giebt es doch noch immer kurzsichtige Leute, die trotz alledem, was die letzten Jahre gezeitigt haben, namentlich in politischer und sozialpolitischer Beziehung von gemeinsamen Interessen sprechen können. Th K

---

*) Zur Tetzel-Legende. Offener Brief an Herrn Professor Dr. G. Kawerau in Kiel von J. B. Röhm, Domkapitular in Passau. Hildesheim 1890. 33 S.

**) Z. B. Nr. 5: Aus Gehorsam gegen den Teufel schaffte der „teure Gottesmann,“ wie er selbst erzählt, die Messe ab. Nr. 6: Dem großmütigen Philipp bewilligte Luther zur rechtmäßigen Gemahlin großmütig — um des Evangeliums willen — eine „Zufrau.“ Nicht einmal die Ehe, die Grundlage der Gesellschaft, war dem „auserwählten Rüstzeug“ heilig. Nr. 7: Kein gewissenhafter Mann, der nur einige Kenntnisse der hebräischen und griechischen Sprache besitzt, wird die Lutherbibel in Kirche und Schule gebrauchen. Nicht wenige Prediger des „lautern Evangelii“ lassen das arme Volk mit der Lutherbibel in der Hand den Vers singen: „Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort!“ u. s. w.

Sulze über die Herkunft seines Gemeindegedankens

Aus der Protestantischen Kirchenzeitung*)

In Nr. 25 der Protestantischen Kirchenzeitung von diesem Jahre findet sich ein Versuch, nachzuweisen, daß nur ich den Weg zur Bildung wahrer Gemeinden gefunden, Herr v. Soden aber in seiner bekannten Schrift meine Verdienste nicht in genügender Weise anerkannt hätte. Ich halte es für meine Pflicht, dem gegenüber ausdrücklich zu erklären, daß ich schon deshalb keinen Ruhm beanspruchen kann, weil ich selbst von vielen Lehrmeistern gelernt habe. Die beste Lehrmeisterin aber ist mir die Not gewesen, die in unsrer Zeit zu allen vernehmlich genug redet, sodaß keiner von dem andern zu entlehnen braucht. Ich habe dazu aufgefordert, das allgemeine Priestertum gegen diese Not in den Kampf zu führen. Aber jedermann weiß, daß diese schärfste Waffe seit den Tagen der Apostel und Reformatoren in jeder Hand ist. Ich habe kein Monopol, das zur Anwendung zu bringen, was einem jeden anvertraut ist. Die Einrichtungen, die ich empfohlen habe, sind die selbstverständlichsten, die man sich denken kann. Ich habe dazu aufgefordert, wenigstens jedem der vorhandnen Geistlichen seinen Bezirk zu geben, die Bezirke in Gemeinden umzuwandeln und so dem Geist, der in den Gemeinden lebt, es möglich zu machen, daß er alles in das Leben rufe, was für die Gemeinden notwendig ist. Das ist so einfach, daß man über dreißig Jahre es lächerlich finden wird, darüber überhaupt noch ein Wort zu verlieren oder die Namen derer zu nennen, die dies Einmaleins der Gemeindebildung zuerst ausgesprochen haben. Wir alle, die wir über Gemeindeorganisation schrieben, haben keinen Augenblick daran gedacht, schöpferisch in das Leben der Kirche einzugreifen. Wir haben in dem Bewußtsein gehandelt, daß unsre Bemühungen auf das Alleräußerlichste sich beziehen, auf den Rahmen, in dem sich das Leben entfalten soll.**) Es lohnt sich in der That nicht, um diese Dinge einen Prioritätsstreit zu führen. Schmerz haben wir alle bei unsrer Arbeit empfunden, aber nicht den eingebildeten, daß einer dem andern den Rang ablaufen könnte, sondern den tiefen und ernsten darüber, daß von denen, die eine Macht in der Kirche sind, noch so wenige auf uns hören, und daß vor allem die Kirchenregimente zumeist noch nicht sich entschließen, die Ordnung des Gemeindelebens auch nur soweit einfach anzubefehlen, als es ohne Geldmittel möglich ist. Denn jedem vorhandnen Geistlichen eine Gemeinde zu geben und dadurch ein wirkliches Gemeindeleben möglich zu machen, auch wenn nicht jede Gemeinde in sicherer Zukunft eine eigne Kirche besitzt, dazu braucht man keine Millionen, sondern nur eine Konsistorialverordnung, aber freilich auch etwas Mut und Vertrauen zu Gott und den Menschen. Wir müssen alle treu zusammenstehen, die für diese Dinge ein Herz haben. Wir müssen Freude an den Reformen, die notwendig sind, erwecken. Darum darf die Frage, wer einen unsrer Gedanken zuerst gefunden hat, gar nicht unter uns aufkommen. Wir Vertreter des religiösen Gemeindeprinzips werden in kurzer Zeit alle absolut vergessen sein. Meinerseits weiß ich in der Gegenwart überhaupt nur einen einzigen praktischen Geistlichen, von dem zu erwarten steht, daß (mit vollem Recht) sein Name eine bleibende Bedeutung behalten wird. Das ist der stille, anspruchslose Organisator der hannoverschen Landeskirche, der in seiner unvergeßlichen Geschichte der christlichen Liebesthätigkeit die evangelische Kirche nachhaltiger als wir durch unsre Abhandlungen auf den rechten Weg gewiesen hat, nicht bloß durch Worte, sondern auch durch Thaten zu den Herzen zu reden und sie für das Reich Gottes zu gewinnen. Nach meiner Ueberzeugung hat Uhlhorn außerdem, ihm selbst ganz unbewußt, in seinen schlichten, musterhaft klaren Vorträgen auch der Predigt der Zukunft die Bahn gebrochen, der Predigt, die nicht im allgemeinen sich verliert, sondern wirkliche Lebensfragen in das Licht des Evangeliums stellt. Es sei mir nun gestattet, einmal den Ursprung meiner Anschauungen darzulegen. Vielleicht trägt auch dies dazu bei, hie und da ein Herz für sie zu gewinnen. Jedenfalls soll und wird es zeigen, daß ich keinen Ruhm verdiene.

Im nächsten Winter werden es vierunddreißig Jahre, daß ich in einem armen Gebirgsstädtchen,*) das damals eine Stätte der größten leiblichen und sittlichen Not war, als zweiter Geistlicher (Diakonus) meine kirchliche Arbeit begann. Mein guter seliger Kollege war vollauf durch die Pfarramtsarbeiten und durch die Vorbereitung auf die Hauptpredigten, die ihm allein zustanden, beschäftigt. So lag eigentlich mir allein die Seelsorge ob. Wenige Wochen nach meinem Amtsantritt brach der Hungertyphus aus. Von Haus zu Haus gehend, um die Kranken zu besuchen, sah ich ein Maß menschlichen Elends, wie es jetzt schwerlich noch irgendwo in Deutschland sich finden dürfte. Die Mittel des städtischen Armenamts waren erschöpft und versagten. Blutjung stand ich in großer Gewissensangst einer überwältigenden Aufgabe gegenüber. Da ging ich zu dem alten, väterlichen Amtmann, der in der Stadt angestellt war, und sagte ihm: Meine Kraft versagt; lassen Sie uns eine feste Ordnung schaffen, daß von den Männern und Frauen, die von der Not nicht betroffen sind, jedes eine Familie, die im Unglück ist, auf sich nimmt. Er hat mit treuem Rat mir beigestanden. So hat die Not vor einem Menschenalter den ganz selbstverständlichen Gedanken zur Bildung von Hausväterverbänden in mir erweckt. — Ich ward in eine hannoversche Gemeinde**) erwählt. Etwa vier Jahre nach dem soeben Erzählten hatte ich die große Freude, daß der selige Dorner mich besuchte. Ich hatte dies wohl dem Umstande zu danken, daß er die große Geistesarbeit meines unvergeßlichen Lehrers Weiße achtete. Damals ging das Ringen nach der Errichtung von Kirchenvorständen durch die Herzen. Wir kamen auf diese Frage und darauf zu sprechen, daß nur mit Hilfe von Kirchenvorständen eine eingreifende Seelsorge ins Leben zu rufen sei. Da sagte Dorner: „Das habe ich in Bonn erfahren; dort hatten wir es dahin gebracht, daß wir jedem Bedrängten einen Beistand geben konnten.“ Noch heute fühle ich, wie mein Herz

---

*) Unter der Aufschrift „Mein Monopol“ hat D. Sulze in Dresden seinerseits auf die Auseinandersetzungen geantwortet, die von der Protestantischen Kirchenzeitung jüngst über das Eigentumsrecht an seinem Gemeindegedanken gegeben worden waren und die uns in Nr. 26, Sp. 607 ff. dieses Blattes bereits beschäftigt haben. Nicht aus Interesse an der untergeordneten persönlichen Frage, sondern um die Teilnahme für den Gemeindegedanken selbst immer noch mehr zu wecken und zu stärken, bringen wir gegen die Gewohnheit unsers Blattes diesen Artikel der Protestantischen Kirchenzeitung hiermit vollständig zum Abdruck. Wir konnten uns erst jüngst auf der Meißner Konferenz überzeugen, wie die ganze Tiefe und Tragweite des „religiösen Gemeindeprinzips,“ das Sulze vertritt, auch in kirchlich sehr thätigen und weitsichtigen Kreisen sich durchaus noch nicht durchgesetzt hat. Für kleine, übersichtliche Gemeinden dürfte zwar bald jedermann sein; aber viel fehlt daran, daß man die Grundsätze: Ein Pastor und Eine Gemeinde! und: Nicht nur Kultus-, sondern Seelsorgegemeinden! überall ernstlich ins Auge faßte — von ihrer Durchführung nicht zu reden, denn daß es mit der langsam gehen wird, liegt in der Natur der Sache. Ich darf vielleicht hier ein Mißverständnis abwehren, das in Meißen zu beseitigen ich bei der vorgerückten Stunde unterließ: wenn ich es für wünschenswert erklärt habe, daß dem Einen Pastor seiner Gemeinde auch künftig, soweit thunlich, ein Hilfsgeistlicher zur Seite gestellt werde, so bedeutet das nicht ein Wiedereinführen des aus der römischen Zeit her in der lutherischen Kirche verbliebnen Diakonatssystems durch die Hinterthür, sondern ist vornehmlich im Hinblick auf die Erziehung einer tüchtigen Pastorenschaft gefordert im Sinne der bereits jetzt bewährten Einrichtung von Vikarsposten. Damit dürfte auch D. Sulze einverstanden sein.

Auf die uns geltenden Aeußerungen in Nr. 27 der Protestantischen Kirchenzeitung haben wir nichts zu erwiedern und von dem in unsrer Nummer 26 a. a. O. Ausgeführten nichts zurückzunehmen noch etwas hinzuzufügen. Daß es „jenen heutzutage unter sehr achtungswerten Theologen nicht seltenen Gerechtigkeitsfanatismus, der aus lauter Versöhnlichkeit und Billigkeit gegen die »Positiven« mit Waffen der Ungerechtigkeit auf die zur Linken losschlägt,“ giebt, erkennen wir an; ob wir dessen uns in der Christlichen Welt schuldig gemacht haben, überlassen wir dem Urteil der Leser. Ueber Parteigegensätze der Gegenwart gerecht zu urteilen ist schwer; wir können nur sagen, daß wir uns redlich darum bemühen. D H

**) Das mag von der Absicht richtig sein, ist aber von der Sache offenbar zu bescheiden geredet. Es findet seine Berichtigung in dem unmittelbar Folgenden, wo Sulze selbst von einem durch ihn und andre vertretenen „religiösen Gemeindeprinzip“ redet. — Uebrigens rührt der Sperrdruck, außer dem der Eigennamen, im obigen Aufsatze von mir her. D H

*) Johanngeorgenstadt im sächsischen Erzgebirge. D H

**) Osnabrück. D H

freudig bewegt ward, als er diesen Gedanken aussprach. Wozu die Not mich in meinem ersten Amtsjahre gedrängt hatte, das hatte in einer Stadt, die ich damals nur noch aus dem geographischen Unterricht kannte, die höchste kirchliche Weisheit geschaffen. So brechen Gedanken, die sich ganz von selbst verstehen, ganz unabhängig in verschiednen Herzen auf.

Meine hannoversche Gemeinde war sehr kirchlich. Aber sie begann bedeutend zu wachsen. Die alte gute Sitte, daß jeder Geistliche einmal in jedem Jahre jede Familie der Gemeinde besuchen sollte, war nicht mehr durchzuführen. Darunter litten vor allem die eingepfarrten Landgemeinden. Mehr als einmal legte ich mir Verzeichnisse der zur Gemeinde gehörenden Familien an. Ich überzeugte mich aber, daß ich allein bei reichlich 15000 Gemeindemitgliedern diese Verzeichnisse unmöglich in Ordnung halten könne. Was war natürlicher, als daß ich anfing, meine beiden Herren Kollegen mit dem Grundsatze zu quälen: teile und siege! Ich war der jüngste; ich bat und flehte, mir den beschwerlichsten Teil der Arbeit, die Sorge um die Landgemeinden, zu überlassen. Ohnehin hatten wir Landleute in der Diaspora, denen zuliebe ich Gottesdienste in Schulen hatte einrichten müssen. So ist mir der Gedanke der Bezirkseinteilung wiederum durch den Anblick von Verhältnissen entstanden, die einem jeden ihn aufdrängen mußten. Bereits 1867 habe ich ihn in einer längst vergessenen Schrift ausgesprochen. Aber auch von diesem Gedanken mußte ich gar bald mich überzeugen, daß er sehr lange vor mir und zwar in klassischer Weise war verwirklicht gewesen. Ich lernte auf einer langen Meerfahrt einen betagten würdigen reformirten Geistlichen kennen, der seine Studien in Holland gemacht hatte und der mir bis an sein Ende ein treuer Freund geblieben ist. Ich wußte denn doch, wie wohlgeordnet in Holland von Anfang an die Seelsorge gewesen war, und erkundigte mich wiederholt danach. Da erfuhr ich denn, daß in Holland schon immer jeder Geistliche seine „Kluft" gehabt habe. Wohl hat dort die Seelsorge früher eine gesetzliche Färbung gehabt, die wir ablehnen müssen. Aber sie war doch organisirt. Auch in diesem Punkte also können wir neuer Gedanken auch dann uns nicht rühmen, wenn eigne Erfahrungen sie uns aufdrängen.

Und die Familienabende, die einige Pfarrer ganz im Stillen eingerichtet haben, als ich nur noch darüber schrieb, wo haben sie denn, abgesehen von der urchristlichen Zeit, die jeder kennt, zuerst ihre Verwirklichung gefunden? In den Liebesmahlen der Herrnhuter, die ich seit mehr als vierzig Jahren kenne und die seit mehr als vierzig Jahren mir ein Ideal gewesen sind. Ich war in Bautzen Gymnasiast und mußte als Sänger um 7 und um 12 Uhr in der Kirche sein. In der Zwischenzeit ging ich nach Klein-Welka zum Gottesdienste der Brüdergemeinde. Ich besuchte öfter einen alten frommen Lehrer, der dieser Gemeinde sich angeschlossen hatte und mir oft von den Liebesmahlen seiner Gemeinde begeistert erzählte. Er hatte mich herzlich lieb; und wenn ein Liebesmahl stattgefunden hatte, so pflegte er mir von dem Gebäck, das dabei verabreicht worden war, zu geben, indem er sagte: „Damit Sie doch auch an uns einen Anteil haben." Ich habe dann in einem beglückenden Freundeskreise nahe bei Elberfeld, in dem alles, was das Reich Gottes fördern kann, das feinste und innigste Verständnis fand, gar manchmal die Frage erörtert, wie auch bei uns die Gemeindemitglieder in Beziehung zu einander zu bringen wären. Ich habe schon vor fünfundzwanzig Jahren die geselligen Zusammenkünfte im Wupperthale gesehen, ihre Mängel und ihre Vorzüge mir deutlich gemacht und danach unsre Familienabende eingerichtet. Auch darin also haben wir alle Neues nicht entdeckt.

Meine Arbeit in der Kirche beruht auf meiner unbedingten Hingebung an ihre offizielle Organisation. Ich werde mich nie für einen kirchlichen oder humanitären Verein begeistern. Ich lasse die Vereine gelten, so lange sie ersetzen, was der Kirche noch fehlt. Aber weiter kann ich nicht gehen. Ich bin auch in den ersten dreizehn Jahren seines Bestehens kein Mitglied des Protestantenvereins gewesen. Ich habe dann in Sachsen mich ihm angeschlossen, weil wir ihm das Gemeindeprinzip verdanken und ich darin den Ausdruck für meine organisatorischen Gedanken fand. Ich bitte jeden Geistlichen, die offizielle Kirche zu seinem Ein und Alles zu machen. Hier sind die starken Wurzeln unsrer Kraft. Ist in mir ein Funke von Energie, so danke ich es diesem Grundsatz. Aber wem danke ich diesen Grundsatz selbst? Einem unsrer edelsten Staatsmänner, den man leider zu früh vergessen hat. Ohne ihn wäre jener Grundsatz mir nie zur vollen Klarheit gekommen. Es gehört zu den besten Gütern meines Lebens, daß es mir vergönnt gewesen ist, mit dem hannoverschen Minister Stüve in Beziehung zu treten. Eine sittliche Energie, eine Genialität des Charakters, wie die seine, ist mir nie wieder entgegen getreten. Dorner, den ich bei ihm einführen durfte, sagte mit Recht, ein so „gesammelter Mann" sei ihm selten begegnet. Stüve pflegte zu sagen: Was nicht offiziell ist, das ist ohne Kraft. Dies Wort habe ich von ihm gelernt und immer bewährt erfunden. An Stüve habe ich stets als an ein Vorbild gedacht bei meinen Bemühungen um die Bildung wahrer Gemeinden. Von ihm stammte die hannoversche Gerichtsverfassung, die mit den notwendigen Umgestaltungen zu der des deutschen Reiches erweitert ward. Kein Mensch hat Stüves Namen genannt, als das große deutsche Reich von ihm lernte. Er ruhte bereits in seinem Grabe, das ich alljährlich besuche. Hätte er damals noch gelebt und hätte man ihm ein Loblied angestimmt, er hätte nur gesagt: Ich habe meine Pflicht gethan und weise jedes Lob von mir. Wenn nun ein Mann von solcher Begabung des Geistes und Charakters nach solchen Leistungen glücklich darin gewesen ist, daß kein Mensch, nachdem sein Werk gethan war, nach ihm fragte, sollten dann wir um den Ruhm uns streiten, die wir alle doch nichts gethan haben, als ein paar organisatorische, also das innere Leben nur sehr mittelbar berührende Gedanken auszusprechen, über die an den maßgebenden Stellen nur noch tiefes Schweigen herrscht und über die man vielleicht (wenn auch nach unsrer Meinung zum Nachteil der Kirche) ganz einfach zur Tagesordnung übergeht?

Ich komme zu dem wichtigsten Gedanken, den wir vertreten haben, zu dem, daß jede Gemeinde ein Gesamtgewissen haben und durch dasselbe ihre einzelnen Glieder stärken und im Kampfe gegen Not und Sünde aufrecht erhalten müsse. Haben wir denn diesen Gedanken entdeckt? Ich will ganz davon absehen, wie klar er in der heiligen Schrift und bei Luther (z. B. im Sermon vom hochw. Sakramente 1519) vorliegt. Ich denke aber, daß ihn das Leben einem jeden täglich lehrt, der nur die Augen aufmachen will. Im Kreise seiner Familie lernt der Knabe in Liebe und Selbstverleugnung das Glück seines Lebens zu finden. Beim Austritt aus dem Vaterhause umweht ihn eisig kalt eine andre Luft. Unser soziales Leben ist auf einen Kampf aller gegen alle gegründet. Ob je in prinzipieller Weise der christliche Geist in dies Lebensgebiet wieder ordnend eingreifen wird, das weiß noch niemand. Das aber ist vor Augen, daß die Selbstsucht die Genußsucht erzeugt. Wie wollen wir nun dem Jüngling und dem Mann den Geist selbstloser Liebe und lauterer Unschuld als die Quelle alles wahren Lebensglücks erhalten? Offenbar kann dies nur dadurch geschehen, daß wir ein erweitertes Vaterhaus in der Gemeinde ihm darbieten. Was die feste Eingliederung in eine Genossenschaft vermag, auch das ist vor Augen. Wenn in unserm Richterstande kein Parteiischer, in unserm Offiziersstande kein Feiger, unter den Lehrern an unsern Schulen keiner zu finden ist, der die Wahrheit absichtlich verdreht — worin hat das seinen Grund? In der festen Ueberlieferung, die all diese Kreise beherrscht und die in ihnen für jeden Einzelnen die Technik seiner ganzen Lebensführung wird. Henry George erinnert daran, daß in der ersten Kajüte das Mittagsmahl eine ganz andre Gestalt annehme als im Zwischendeck. Dort wartet ruhig jeder auf den andern; hier greifen alle gleichzeitig zu. Dort ist die gute Sitte, in die jeder von Kindheit an hineingewöhnt ist, eine Macht, hier nicht. Wir wollen in festgefügten Gemeinden die christliche Sitte, ja die christliche Sittlichkeit für einen jeden zur Technik seines Lebens machen. Thun wir damit etwas Neues? Empfehlen wir nicht bloß, was jedem die alltägliche Erfahrung an die Hand giebt? Wie aber

das Volksleben sich umstimmen läßt, wenn nur die maßgebenden Kreise vorangehen, auch das haben wir im Guten und im Schlimmen hinreichend erfahren. Wir haben den Niedergang der fünfziger Jahre und die Erhebung der Kriegszeit, das Jagen nach Gewinn und die Nichtachtung des Menschen in der Gründerzeit wie die Sorge um das Wohl der Bedrängten in der Gegenwart zur beherrschenden Macht heranwachsen sehen. Sollte nicht das Beglückendste von allem, der Geist Christi, die höchste Macht werden können, wenn wir nur alle in der rechten Weise gemeinsam dafür einstehen und die Gesunkenen emporheben in die Gemeinschaft unsers Glaubens und unsrer Liebe? Und dieser selbstverständliche Gedanke sollte eine neue Entdeckung sein? Oder ist das etwas Großes, daß wir das heillose Personalgemeindentum, den Antipoden des Gemeindeprinzips, bekämpft haben? Wer da sieht, wie ein Baum von der Wurzel aus abstirbt, weil sie mit einem korrosiven Gift getränkt ist, der wird denn doch wissen, daß er dies Gift zu entfernen hat.

Ich müßte keine Ahnung von dem Inhalt des Evangeliums haben und einfach mich verachten, wollte ich meinen organisatorischen, also nur auf die äußere Form des kirchlichen Lebens bezüglichen Vorschlägen einen andern als einen vorübergehenden Wert beilegen. Meine achtundfünfzig Jahre und die fast nie endenden schweren Geschicke, die ich nach Gottes Willen zu meinem Heil zu tragen hatte, haben mich gelehrt, in andern Dingen als in dem Wert von einigen Aufsätzen das Glück meines Lebens zu finden. Auch über meine Befähigung, meine Gedanken zur Darstellung zu bringen, lerne ich immer von neuem, sehr bescheiden zu denken. Ich müßte mich selbst verblenden, wollte ich nicht fühlen, wie in Beyschlags plastischer Darstellungsweise manche Wahrheiten, auf die es auch mir ankommt, erst ihren durchschlagenden Ausdruck gefunden haben. Doch das alles ist nur Nebensache. Die Hauptsache ist dies, daß all meine schriftstellerische Thätigkeit in diesem Gebiete mir immer von neuem fühlbar macht, daß ich in meinem Amte das Ziel nicht erreicht habe, das mir nun einmal als das einzig Wertvolle des kirchlichen Amtes erscheint. Jeder Geistliche muß seine Gemeinde für sich haben, mit ihr zusammenwachsen, ein Leben des Glaubens und der Liebe mit ihr führen. Meine Amtsbrüder in kleinen Orten haben dies höchste Glück ihrer kirchlichen Berufsthätigkeit. Ich habe es nicht, weil ich es nur erst bis zu dem Notbehelf der Bezirkseinteilung gebracht habe. Das schmerzt mich an jedem Tage. Und was ich schreibe, entspringt nur diesem Schmerz. Ja, ich empfinde es tief als die Schuld meines Lebens, daß ich nicht dem Zug der Geschicke mich widersetzt, meine Wirksamkeit mir nicht in einer kleinen Gemeinde gesucht habe, sondern in immer größere Städte eingetreten bin.

Nach dem allen wird man es mir glauben, daß es mir vom Herzen kommt, wenn ich jeden Mitarbeiter herzlich willkommen heiße, und mich über jede neue Beobachtung freue. Wie ich über meine Mitarbeiter denke, das habe ich in loyaler Weise, wie ich hoffe, in dieser Zeitung und in der Christlichen Welt ausgesprochen.*) Aber ganz ausdrücklich gebe ich hiermit ein für allemal einem jeden unumschränkte Vollmacht, was ich geschrieben habe, mit oder ohne Nennung meines Namens zu benutzen, ganz wie er will. Ich selbst habe mir fest vorgenommen, wenn nicht Verhältnisse, deren ich nicht Herr bin, mich hindern, demnächst meine Erörterungen über diese Fragen zu schließen, damit die ganze Angelegenheit ihren eignen Weg gehe. Nur habe ich die Absicht, dem Wunsche mancher Freunde von verschiednen Richtungen und der Aufforderung einer hochachtbaren Buchhandlung entsprechend, das Gesagte in eine kurze Schrift zusammenzufassen. Ich will hoffen, daß ich noch dazu komme.

E Sulze

*) Vgl. d. Bl. Nr. 19, Sp. 448. D H

Die jüngste Sitzung der Berliner Stadtsynode

Aus Berlin

Die Berliner Stadtsynode hat am 23. und 24. Juni ihre regelmäßige Jahressitzung gehalten. Nicht die Verhandlungen dieser Synode im einzelnen, wohl aber die Schlaglichter, die sie auf die kirchlichen Verhältnisse Berlins werfen, dürfen auf ein Interesse bei den Lesern unsers Blattes rechnen. Ein paar Worte über die diesjährige Sitzung der Synode mögen daher in diesem Sinne gestattet sein.

Der erste Beschluß der Synode ging dahin, unserm Kaiserpaar den wärmsten Dank der kirchlichen Gesamtvertretung Berlins für die eifrige und thatkräftige Förderung der evangelischen Kirche in unsrer Stadt auszusprechen. Jeder weiß, wie viel Grund zu solchem Danke vorhanden ist. Es geschieht viel von höchster Stelle, und es geschieht so, daß man spürt, wie sehr es von Herzen kommt. Und nicht bloß, was direkt geschieht, ist die Förderung, für die wir zu danken haben. Wichtiger vielleicht noch ist, daß auch durch alle Behörden ein frischer Wind weht und neuer Eifer für die kirchlichen Dinge in Berlin sich regt. Was der König will, giebt in Preußen immer noch den Ausschlag. Aller Grund also war vorhanden, mit einem Dank an König und Königin zu beginnen. Und zwar ist er nicht bloß einstimmig beschlossen, sondern auch einmütig von allen ohne Unterschied der Richtung empfunden worden. Die Linke*) hatte an ihrem Teil eine Dankadresse beantragt; der Vorstand kam also dieser Seite der Versammlung nur zuvor, wenn er den Beschluß darüber, wie sich ziemte, an die Spitze der Tagesordnung stellte. Auch wurden damit unliebsame Erörterungen abgeschnitten, die sich an die zweite Hälfte des Antrages der Linken hätten anschließen können.

Vielleicht ist nun die Einmütigkeit, mit der dieser Dank wirklich empfunden wurde, das Beste am Ganzen. Sie beweist nämlich die Weisheit, mit der unser edles Herrscherpaar die Sache der Kirche fördert. In einem Schreiben, das der Minister von Wedell als Vorsitzender des Evangelischen Kirchenbauvereins an die vereinigten Kreissynoden gerichtet hat, heißt es von diesem Verein, der unter dem Protektorat Ihrer Majestät der Kaiserin steht: „er werde den Grundsatz festhalten, jede Einmischung in das innere Leben der Gemeinden und jede Begünstigung der einen oder andern Richtung zu vermeiden.“ Nach diesem Grundsatz ist aber bisher überhaupt verfahren worden. Und gerade dafür können wir nicht dankbar genug sein. Die Begünstigung einer bestimmten kirchlichen Richtung von oben würde die wahre Frömmigkeit in unsrer Kirche nicht fördern und der begünstigten Richtung selbst am meisten schaden. Man weiß, welche Folgen die aus edlem Herzen und bester Meinung hervorgegangene direkte Einmischung Friedrich Wilhelms IV. gehabt hat, wie viele schwache Herzen dadurch zur Heuchelei verführt worden sind und was für ein Krach das Ende war. Insofern wirft dieser mit innerer Einmütigkeit von der Berliner Stadtsynode dem Kaiser und der Kaiserin ehrfurchtsvoll gewidmete Dank ein erfreuliches Schlaglicht auf die gegenwärtige kirchliche Lage in Preußen, besonders in Berlin.

Auch sonst läßt sich Erfreuliches berichten. Es ist doch so, daß mit der Verschiebung der Mehrheit auf die rechte Seite ein Bann von der Synode und ihren Verhandlungen gewichen ist. Es wird eine viel kräftigere Thätigkeit als bisher zur Bekämpfung des kirchlichen Notstandes entfaltet, aber eben nicht bloß von der jetzigen Majorität, auch die Linke wirkt mit und fühlt sich offenbar wohl dabei. Nur einiges mag in dieser Beziehung erwähnt werden. Die Synode hat die Erhebung von zehn Prozent Kirchensteuer so gut wie einstimmig beschlossen. Voriges Jahr ist über die Erhöhung auf sieben Prozent noch lebhaft gestritten worden. Zwar hat auch damals ein Teil der Linken sich dafür erklärt. Aber dies Jahr ist gegen

*) Wir möchten diese Parteibezeichnungen aus den Spalten unsers Blattes am liebsten ganz fernhalten. Aber zumal wenn von dem kirchlichen Leben Berlins berichtet wird, geht das schwer an. Und so mögen denn der Kürze wegen diese unkirchlichen Namen bis auf bessere Zeiten weiterlaufen. D H

die neue Erhöhung auch kein Wort gefallen, jeder hat sie für selbstverständlich gehalten. Und gerade von einem Mitgliede der Linken wurde geäußert, es müsse weiterhin zur Erhebung von zwanzig Prozent kommen. Ob das nun einmal erreicht werden wird oder nicht, bleibe dahingestellt. Es hängt vor allem auch vom Staatsministerium ab. Wenn nicht Fürst Bismarck zurückgetreten wäre, der prinzipielle Bedenken gegen jede Erweiterung kommunaler Umlagen namentlich in Berlin hatte, würde auch nur die Genehmigung der zehn Prozent schwerlich erreicht worden sein. Aber einerlei, man darf hoffen, daß wir in der Stadtsynode in eine neue Periode gemeinsamer energischer Arbeit eingetreten sind.

In demselben Sinne darf erwähnt werden, daß wiederum neue geistliche Stellen auch für Patronatsgemeinden gegründet worden sind und daß der Präsident des königlichen Konsistoriums die Zustimmung der Behörde zu dem Bestreben, kleine Gemeinden zu gründen, ausgesprochen hat. Von den alten Schlagworten, daß auch an Patronatsgemeinden die neuen Stellen immer durch Gemeindewahl besetzt werden müßten, und daß es wünschenswert sei, die Begründung patronatsfreier Gemeinden thunlichst einzuschränken — ist kaum mehr etwas gehört worden. Möchten sie für immer vergessen sein! Möchten alle diese Differenzen mit der Zeit ganz verschwinden hinter dem großen gemeinsamen Interesse, die evangelische Kirche in Berlin zu bauen! Zu sanguinisch darf man freilich nicht sein. Hin und wieder wurde auch dies Jahr die alte Tonart angeschlagen. Einzelnen Mitgliedern der Linken liegt es, wie es scheint, im Blute, Parlament zu spielen und Parteireden zu halten. Auch der Präsident des königlichen Kirchenregiments kann es nicht über sich gewinnen, die Streitaxt zu begraben. Aber hoffentlich sind das nur die Nachklänge der frühern Stimmungen, hoffentlich erweist sich das zweite Jahrzehnt der Stadtsynode, in das sie eingetreten ist, als eine Periode fruchtbaren und erfolgreichen Schaffens.

Diese Hoffnung wird sich um so sicherer erfüllen, je besser es gelingt, einen Boden zu finden, auf dem zu arbeiten beiderseits Freudigkeit vorhanden ist. Vielleicht erweisen sich die Bestrebungen, kleinere Gemeinden ins Leben zu rufen und diese Gemeinden wirklich zu organisiren, als ein solcher Boden. Jedenfalls ist dazu Willigkeit vorhanden. Auch ist ein erster Schritt in dieser Richtung geschehn. In mehreren Gemeinden ist bei Begründung neuer geistlicher Stellen die Abtrennung begrenzter Pfarrbezirke für die neu anzustellenden Geistlichen ins Auge gefaßt; überdies ist diesen Bestrebungen im allgemeinen zugestimmt und eine Summe zu ihrer etwaigen finanziellen Unterstützung in den Etat gesetzt werden. Freilich, ein kleiner und äußerst bescheidener Anfang! Aber die Aufgabe ist den Berliner Verhältnissen gegenüber eine so große und eine so verwickelte, daß etwas andres als ein langsames und vereinzeltes Vorgehn zunächst wenigstens nicht möglich ist. Man wird zunächst daran gehn müssen, unsre großen Gemeinden zu zerlegen und jede der neuen Gemeinden ausreichend mit geistlichen Kräften zu versehn, ehe wieder von einer Einteilung dieser Gemeinden in Pfarrbezirke die Rede sein kann. Sonst werden die Bezirke so groß, daß zwar dem Buchstaben nach etwas gethan, aber in Wahrheit nichts geleistet, sondern nur eine gute Sache in Mißkredit gebracht wird. Abgesehn hiervon sind allgemeine Mißstände wie die völlig schrankenlose Parochialfreiheit und die „Liebesgaben" an die Geistlichen vorhanden, ohne deren Beschränkung, beziehungsweise Ausrottung kein wirklicher Erfolg im großen denkbar ist. Ueberhaupt kann auch der eifrigste Vertreter der Sulzeschen Ideen nicht die Augen davor verschließen, daß sich noch fragt, wie weit sie unter den eigentümlichen Verhältnissen der Berliner Gemeinden durchführbar sind. Es bleibt daher nur übrig, wie auf der Synode geschehn ist, Anfänge im kleinen zu machen und, das Ziel fest im Auge haltend, Erfahrungen darüber zu sammeln, in welchen Formen jene Ideen sich in Berlin verwirklichen lassen. Hoffentlich kommen wir mit der Zeit weiter. Jedenfalls ist es hocherfreulich, daß sich hier ein Gebiet zu erschließen scheint, auf dem die verschiednen Richtungen einmütig zusammen arbeiten können.

Dazu wird freilich gehören, daß die Anhänger der liberalen Richtung in dieser Sache etwas bescheidner werden. Das Prahlen und Prunken jener Seite, es sei ihr geistiges Eigentum, das nun endlich zur Anerkennung gelange, ließ sich auch auf der Synode vernehmen. Wir wünschen um der guten Sache willen, daß das aufhört. Auch wenn es wahr wäre, unterbliebe es besser. Und nun ist es nicht einmal wahr. Wahr ist nur, daß der treffliche Pastor Sulze, der die Bahn gebrochen hat und dem wir alle zu Dank verpflichtet sind, dem Protestantenverein angehört. Aber es ist nicht wahr, daß es sich um das Gemeindeprinzip des Protestantenvereins handelt. Mit Sulzes eignen Worten mag der Unterschied bezeichnet werden. Er sagte in seinem Berliner Vortrage: Wir verstehn unter dem Gemeindeprinzip die Seelsorge aller an allen, aber nicht die Opposition gegen das Kirchenregiment. Und nun ist es genau und gerade jenes und nicht dieses, wofür wir uns alle erwärmen. Der Widerspruch aber, der erhoben wird, geht meines Wissens mindestens eben so sehr von der linken wie von der rechten Seite aus. Streiten wir uns also doch nicht um das Urheberrecht, sondern freuen wir uns, wenn hier wirklich eine Möglichkeit gemeinsamen kirchlichen Handelns in wichtiger Sache gefunden wird.

Wer die kirchlichen Verhältnisse Berlins erwägt, er mag nun anfangen, an welchem Punkte er will, langt schließlich mit mathematischer Gewißheit bei der Frage an: Woher nehmen wir die Mittel? Die notwendige Vermehrung der gottesdienstlichen Stätten und geistlichen Kräfte, die immer das Erste und Wichtigste bleibt, erfordert große Mittel. An eine Beseitigung der „Liebesgaben" — und die sind wirklich eine Wurzel alles Uebels in Berlin — wird nicht zu denken sein, wenn es nicht möglich wird, ein System der Pfarrbesoldung durchzuführen, das allen Berliner Geistlichen ein genügendes, wenn auch bescheidnes Einkommen gewährt. Der für die neuen Stellen (Diakonate) ausgeworfene Gehalt (3600 Mark und 1200 Mark Wohnungsentschädigung) genügt für den Anfang, aber nicht auf Lebenszeit, wenn alle Nebeneinnahmen aufhören. Wiederum aber gehört hierzu viel Geld. Also: woher nehmen wir die Mittel? — bei dieser Frage langt man schließlich immer an. Auch die Synode hat diese Frage erwogen. Neben der schon erwähnten Erhöhung der Kirchensteuer und neben einer wiederholten Erklärung für das Anleiherecht ist eine Petition an die Regierung um Zuwendung von staatlichen Mitteln beschlossen worden. Leider wurde dieser Beschluß nur mit knapper Mehrheit gefaßt; die Linke stimmte größtenteils dagegen, auch einzelne Mitglieder der Rechten. Die Ablehnenden waren der Meinung, man müßte sich selber helfen. Im Prinzip ist das richtig. Aber dann geht es nicht ohne eine weitere Erhöhung der Kirchensteuer ab. Und dazu brauchen wir wieder die Einwilligung des Staatsministeriums, das auch die diesmaligen zehn Prozent vorläufig nur für ein Jahr bewilligt hat. An eine Genehmigung weitergehender Beschlüsse ist vorerst nicht zu denken. Doch aber brauchen wir eine baldige Vermehrung der Mittel, wenn ernstliche Abhilfe geschafft werden soll. Und da nun das Verlangen nicht unbillig ist, der Staat möge die Versäumnisse der Vergangenheit wieder gut machen helfen, so ist zu bedauern, daß der Beschluß nicht einmütig gefaßt wurde. Die ohnehin geringen Aussichten auf Erfolg dieses Schrittes sind dadurch natürlich noch geschmälert worden.

Ein Wort zum Schluß über die Zukunft. Mit jeder neuen geistlichen Stelle, die begründet, mit jeder neuen Gemeinde, die ins Leben gerufen wird, wächst die Versammlung der vereinigten Kreissynoden an Mitgliedern. Sie zählt deren jetzt schon rund zweihundertfünfzig, mehr als irgend eine andre synodale Versammlung der Landeskirche. Da drängt sich die Frage auf, ob ein so großer Synodalkörper, der in fortwährendem Wachsen begriffen ist, sich wirklich auf die Dauer als zweckmäßiges Organ energischer Thätigkeit erweisen wird. Und doch braucht die evangelische Kirche Berlins ein energisches Zentralorgan, in gewisser Weise einen Gesamt-Gemeindekirchenrat für die gemeinsamen Angelegenheiten. Wird sich da nicht mit der Zeit die Notwendigkeit ergeben, die jetzige Organisation zu verändern? Die vereinigten Kreissynoden Berlins sind ohnehin ein Unikum in der landeskirchlichen Verfassung Preußens. Sollte es unmöglich sein, in dieser Richtung einen Schritt weiter zu gehen, den Rahmen der Kreissynode fahren zu lassen und eine Gesamt-

vertretung der Berliner Gemeinden zu schaffen? Dann ließe sich die Zahl der Mitglieder erheblich vermindern, und es würde nicht unmöglich scheinen, einer solchen Körperschaft erweiterte Pflichten und Rechte den einzelnen Gemeinden gegenüber zuzuweisen — etwas, das dringend erwünscht ist, wenn wir weiter kommen sollen. Eine solche straffere Zusammenfassung der Gesamtgemeinde würde die Ergänzung zu der Zerlegung in kleine lebensfähige und wirklich organisirte Gemeinden bilden. Viele solche Gemeinden, an Zahl immer wachsend, jede für sich unabhängig in ihren innereren Lebensinteressen, wenn auch je mehrere um ein Gotteshaus gruppirt, und daneben sie alle umschließend eine evangelische Gesamtgemeinde Berlins, deren Vertretung die gemeinsamen Angelegenheiten in bestimmter Abgrenzung gegen die Rechte der Einzelgemeinde verwaltete, endlich dem gegenüber eine dem Generalsuperintendenten unterstellte kirchenregimentliche Behörde eigens für Berlin — sollte das ein unmögliches Ziel für die Zukunft sein? Jedenfalls ließe es sich verwirklichen, ohne daß in den allgemeinen landeskirchlichen Verhältnissen etwas verändert zu werden brauchte.

Aber immerhin, das sind vielleicht Ideale, auf deren baldige Ausführung nicht zu rechnen ist. Was zum Schluß hervorgehoben werden sollte, war dies: so wie die Dinge jetzt liegen, können sie kaum auf die Dauer bleiben, schon aus rein äußern Gründen nicht; und wenn weiterhin doch eine solche Aenderung getroffen werden muß, dann wird der rechte Augenblick sein, eine zweckmäßigere Organisation für die evangelische Gesamtgemeinde Berlins zu schaffen. J K

Unchristlicher Antisemitismus in einer evangelischen Kirchenzeitung

Aus Halle

Vorbemerkung des Herausgebers. Als ich in Nr. 26 dieses Blattes, veranlaßt durch den Evangelisch-sozialen Kongreß, unsre Stellung zur Judenfrage mit wenigen Worten darzulegen versuchte, ahnte ich nicht, daß wir so bald in der Lage sein würden, diese Stellung in einem besondern hervorragenden Falle zu bewähren. Man kann über die Wahl eines Israeliten zum Rektor der Universität Halle-Wittenberg gewiß verschieden denken; aber gegen den im Folgenden gekennzeichneten Artikel der Stöckerschen Kirchenzeitung muß man im Namen des Christentums, im Namen des Evangeliums protestiren. Herr Hofprediger Stöcker wird uns gewiß glauben, daß uns dazu nicht das Verlangen treibt, wie es in dem Artikel heißt, „dem Judentum die verdiente Huldigung darzubringen." Uns treibt vielmehr die Erwägung, daß durch diese Art Antisemitismus unsern jüdischen Volksgenossen der Eingang in die christliche Gemeinde geradezu verschlossen wird. Sie für Christus zu gewinnen, sind wir ihnen eine andre Behandlung schuldig. Worin, so müssen wir fragen, liegt denn das Christliche dieses Antisemitismus? D H

Die Deutsche Evangelische Kirchenzeitung vom 28. Juni bringt unter der Ueberschrift: Ein jüdischer Rektor der Universität Halle-Wittenberg einen Leitartikel, der die schärfste Zurückweisung verdient. Der Artikel beginnt:

Als vor einiger Zeit die ungeheuerliche Thatsache bekannt wurde, daß die Professoren in Halle sich einen jüdischen Rektor gewählt hätten, da hegte man die Erwartung, daß die Staatsregierung den Israeliten nicht bestätigen, den von der Universität gemachten Fehler gutmachen und so dem verletzten nationalen und christlichen Bewußtsein zum Recht verhelfen würde. Zu unserm tiefsten Schmerze ist das nicht geschehen. Der jüdische Professor Dr. Bernstein wird ernannter Rektor einer stiftungsmäßig evangelischen Universität sein. Dahin sind wir geraten. Vae victis! Was würde Dr. Martin Luther, der ehemalige Lehrer von Wittenberg, dazu sagen, daß seine Nachfolger unter jüdischem Szepter stehen?

Halle ist eine evangelische Universität. Das ist von allen Seiten anerkannt. Wird ein Professor, der nicht evangelisch ist, berufen, so bedarf er einer besondern Dispensation. Unsers Wissens ist infolge dieser verfassungsmäßigen Zustände nur ein katholischer, ein jüdischer Professor dort angestellt. Es ist ein seltsamer Geschmack und ein noch seltsameres Bewußtsein von der Würde der Universität, daß der einzige Jude, der an der Universität lehrt, zu der höchsten akademischen Würde ausersehen ist. Fernstehenden, welche die Verhältnisse einer Rektorwahl nicht kennen, muß die ganze Sache schier unverständlich vorkommen. Wer die Sachlage und die Persönlichkeiten kennt, begreift alles. Die Wahl des Rektors wechselt in den verschiednen Fakultäten und wird in dem betreffenden Jahre der einzelnen Fakultät anheimgegeben. Diesmal lag die Wahl bei der medizinischen Fakultät, und sie wählte Dr. Bernstein. Die andern Fakultäten stimmten zu; nur die theologische enthielt sich der Abstimmung. Wir erinnern uns, daß vor einigen Jahren Professor Dr. Virchow, der in Berlin von einer Seite zum Rektor vorgeschlagen war, seinem Gegner unterlag. Dr. Bernstein scheint keinen Gegner gefunden zu haben. Virchow ist doch wenigstens ein getaufter Deutscher; dennoch fand sich in Berlin eine Opposition gegen seine Wahl, weil er ein verbissener Fortschrittler ist. In Halle hat man sich zu einer Gegenstellung nicht aufzuraffen vermocht. Es ist beinahe unglaublich, aber es ist wahr, daß die drei Fakultäten dem jüdischen Kollegen ihre Stimmen gaben. Bei diesem Stande der Dinge hätte die theologische Fakultät gegen ihn stimmen müssen. Wir können es nicht verstehen und nicht gutheißen, daß sie ihren verschämten Protest nur in die zahme Form einer Stimmenthaltung eingekleidet hat. In solchen grundsätzlichen Fragen heißt es: Entweder — Oder!

Es folgen dann Ausführungen, welche die gänzliche Unerträglichkeit der durch diese Wahl geschaffenen Verhältnisse darthun sollen. Es erscheint dem Artikel widernatürlich, daß im künftigen Rektoratsjahre auch die theologischen Diplome den Namen des jüdischen Rektors tragen sollen u. s. w. Der Artikel schließt mit folgenden Kraftsätzen:

Die alte deutsche Geistesherrlichkeit liegt im Sterben; es verjudet alles, selbst die Universitäten! Die Juden bekämpft man nicht mehr; sie sind viel zu stark geworden. Wer wird sich an ihnen die Finger oder gar den Mund verbrennen! Sie sind gefeit. Wer sie angreift oder kränkt, der hat die ganze Judenpresse auf dem Halse. Da läßt man lieber eine evangelische Universität von einem Israeliten regiert sein. Und die Regierung sagt Ja und Amen dazu. Wir sind eben kein christlicher Staat mehr. Wir haben auch keine streng christliche Obrigkeit mehr. Wir reden vom Christentum im öffentlichen Leben und verleugnen es, wo es sich darum handelt, dasselbe offen zu bekennen. — Das Reich Gottes aber steht nicht in Worten, sondern in der Kraft.

Demgegenüber fragen wir: Wenn das Reich Gottes nicht in Worten steht, kann ihm gedient sein mit gedruckten Kraftsätzen, die — um von anderm zu schweigen — voll sind von Unrichtigkeiten? Ist es christlich, wenn ein Zeitungsschreiber, der von Universitätsverhältnissen anscheinend wenig, von den Bedingungen, unter denen die Rektorwahl in Halle-Wittenberg vor sich geht, gar nichts weiß, nichts destoweniger so los eifert?

Nur durch indiskrete Mitteilungen ließen sich alle Unrichtigkeiten aufdecken, die in dem Artikel enthalten sind. Es sei daher über das, was der Artikel über den Hergang der Wahl sagt, nur dies bemerkt, daß hier alles irrig ist. Ohne Indiskretion kann gesagt werden:

1. daß die Rektorwahl wie an den meisten Universitäten so auch in Halle im Plenum der ordentlichen Professoren durch schriftliche Abstimmung stattfindet;

2. daß es Brauch ist und an manchen Universitäten Gesetz, daß die verschiednen Fakultäten in einer bestimmten Reihenfolge bei der Wahl berücksichtigt werden. Der Artikel verwechselt aktives und passives Nächstbeteiligtsein;

3. daß schwerlich irgend jemand weiß, wie die juristische, die medizinische, die theologische Fakultät in dem hier besprochenen Falle gestimmt hat; denn nicht die Fakultäten stimmen, sondern die einzelnen, und diese in geheimer Abstimmung;

4. daß, wenn bei der ersten Wahl niemand die absolute Majorität erreicht, eine engere Wahl zwischen Dreien stattfindet; wenn auch diese noch nicht entscheidet, engste Wahl zwischen Zweien. Der Artikel, der von der Art, wie die Wahl in Halle vor sich gehen muß, nichts weiß, konnte natürlich erst recht nicht wissen, wie sie vor sich gegangen ist.

Ueber die Sache selbst mit dem Antisemiten der Deutschen Evangelischen Kirchenzeitung zu debattiren ist nutzlos. Offenbar hat er andre Begriffe von gesellschaftlichem und christlichem Anstande als die Hallischen Professoren. Diese hatten alle Gelegenheit, ihre Wünsche geltend zu machen, und haben das bei der Wahl gethan; seit die Wahl erfolgt war, werden sie mehr oder weniger alle ihre Bestätigung dringend gewünscht haben. Denn die Nichtbestätigung hätte auf jüdischer und christlicher Seite nur allerlei Schmutz in den Zeitungen an die Oberfläche getrieben und würde an der Universität Halle das kollegialische Zusammenhalten der Professoren erschwert haben.

Von den Persönlichkeiten soll hier geschwiegen werden, obwohl die persönliche Frage hier schließlich ganz allein die entscheidende ist.*) Man thut jedem vornehm denkenden Manne

*) An diesem Punkte hängt für uns die Beurteilung des besondern Falles ganz und gar. Wäre der „evangelisch-christliche Charakter" der Universität Halle etwa besser gewahrt, wenn sie einen ausgesprochen atheistischen oder auch nur völlig indifferenten Getauften zum Rektor wählte? D H

Unrecht, wenn man ihn lobt vor Gegnern, die nicht gerecht sein können.

Uebrigens schließe auch ich mit einem Paulusworte vom Reiche Gottes: „Schaffet, daß euer Schatz nicht verlästert werde, denn das Reich Gottes ist nicht Essen und Trinken, sondern Gerechtigkeit und Frieden und Freude im heiligen Geiste. Wer darinnen Christo dienet, der ist Gott gefällig und den Menschen wert. Darum laßt uns dem nachstreben, was zum Frieden dient und was zur Besserung unter einander dient."

D. Loofs
Professor der Theologie an der Universität Halle-Wittenberg

Verschiedenes

(Wißmann über katholische und protestantische Missionare) Die Freude über die Heimkehr des um Deutschostafrika so verdienten Majors v. Wißmann ist allen gut evangelischen Deutschen schmerzlich getrübt worden durch die unerhört aburteilenden Worte, die er, nachdem er kaum den Boden Europas betreten, über die protestantischen Missionare geäußert hat. In Brindisi von einem Freunde ausgefragt, betonte er, wie es in dem Berichte der Münchner Allgemeinen Zeitung wörtlich heißt, „vornehmlich die unberechtigte und unheilstiftende politische Rolle, welche sich die englischen wie gleichfalls die deutschen evangelischen Missionare anmaßen, und er verglich deren intrigantes Treiben nicht eben vorteilhaft mit den guten Werken, christlichen Einfluß, Kultur und Sittlichkeit fördernden Bemühungen der opferfähigen und unermüdlich wirkenden katholischen Missionare. Während er die letztern als Grundpfeiler der Zivilisation bezeichnete, versicherte er mir, daß die englischen wie deutschen protestantischen Missionare geradezu sein Werk erschwerten und hinderten, sodaß die großen auf Missionswesen verwendeten Summen in der That weggeworfen seien, ja daß diese Herren, statt zu nützen, durch ihre politische Agitation nichts wie Unheil anrichteten."

Wir enthalten uns jeder weiteren Aeußerung zur Sache, da wir dank der gütigen Zusage des Herrn v. Wißmann die Hoffnung haben, unsern Lesern in nächster Nummer authentische Aufklärungen bieten zu können. Einstweilen mögen heute noch zwei Zeitungsausschnitte folgen. Der erste aus dem Reichsboten. Da stand zu lesen:

„Wir konstatiren, was uns dieser Tage ein hervorragendes Mitglied des Wißmannschen Verwaltungsgeneralstabes in Afrika persönlich bestätigte, daß ihnen die deutschen evangelischen Missionare vielfach unerträgliche Schwierigkeiten machten durch Mangel an Takt und Rücksicht auf die Wünsche der deutschen Verwaltung. Man hoffe aber, daß es jetzt, nachdem ein evangelischer Geistlicher ausgesandt sei, unter dessen Disziplin die Missionare gestellt werden, besser werden wird. Jedenfalls aber müsse man eine andre, und zwar eine mehr bischöfliche Organisation der Mission wünschen; in der bisherigen Weise, daß jeder Missionar auf eigne Hand und nach eignem Gutdünken arbeite, könne es nicht weiter gehen. Auch dieser Herr, ein positiver evangelischer Christ und Sohn eines vornehmen, positiv evangelischen Elternhauses, bestätigte, daß es bei der katholischen Mission in dieser Beziehung viel besser stehe und die deutsche Verwaltung besser mit derselben auskomme. Dieselbe hätte aber auch viel mehr Erfolg bei den Heiden, weil sie es besser verstünde, sich dem Sinne und den Sitten der Heiden anzubequemen und ihnen auch in der Kultur für das Auge und Ohr etwas zu bieten, während der evangelische Missionar nur durch das Wort der Predigt und Lehre wirken wolle."

Ferner geben wir aus der Täglichen Rundschau das Wesentliche einer Zuschrift D. Warnecks wieder:

„1. Was zunächst die Beschuldigung der deutschen evangelischen Mission betrifft, daß sie eine unheilstiftende politische Rolle sich angemaßt, so ist sie ebenso überraschend wie unverständlich. Die einzige deutsche Missionsgesellschaft, welche gemeint sein kann, ist die Berliner Ostafrikanische, und diese ist durch und durch deutsch-kolonial begeistert. Mißstimmungen zwischen ihr und dem Herrn Reichskommissar müssen allerdings vorgekommen sein, aber ehe man ein Urteil fällt, erfordert die Gerechtigkeit, daß man die deutschen evangelischen Missionare auch gehört hat.

„2. ist ganz unersichtlich, welche englischen Missionare gemeint sind. Die Schotten im Westen des Nyassa können es nicht sein, da sie außerhalb der deutschen Interessensphäre arbeiten; die Boten der kirchlichen Missionsgesellschaft auch nicht, da diese sich grundsätzlich jeder politischen Einmischung enthalten, wie sie erst jüngst wieder bei den traurigen Wirren in Uganda bewiesen, wo sie sich alle Mühe gegeben haben, von den Kämpfen Mwangas um die Wiedergewinnung seines Thrones ihre Christen fern zu halten, während die französischen katholischen Missionare das Gegenteil gethan. Die Londoner Missionare am Tanganyika können auch schwerlich gemeint sein, da sie so weit ab von dem Wißmannschen Wirkungskreise sich befinden. So bleiben nur die Boten der Universitätenmission. Aber auch hier kann man kein Urteil fällen, bevor die Anklagen nicht im einzelnen substantiirt, die betreffenden Namen genannt und die Angeklagten ihrerseits gehört sind. Wir bemerken nur, daß die Arbeiter gerade dieser Gesellschaft von Anfang der ostafrikanischen deutschen Kolonialära an deutscherseits gerade nicht glimpflich behandelt worden sind, und daß es begreiflich wäre, wenn sie in der Hitze der kolonialpolitischen Eifersuchtskämpfe nicht auf seiten der Deutschen gestanden hätten. Im ganzen steht die Sache so, daß seitens der Kolonialpolitik viel mehr gesucht wird, die Mission ihren Interessen dienstbar zu machen, und daß es verstimmt, wenn sie nicht darauf eingeht, als daß umgekehrt die Mission sich in kolonialpolitische Dinge mischt. Alle maßgebenden evangelischen Missionsmänner wehren sich mit Händen und Füßen gegen die unglückselige Vermischung der Mission mit Kolonialpolitik.

„3. Grundsätzlich und durchgehends findet aber eine solche Vermischung statt zwischen der katholischen Mission und den französischen kolonialen Interessen. Man braucht nur auf die Südsee, Tonkin, Madagaskar zu verweisen. Auch in Ostafrika war sie beabsichtigt. Gerade die Boten des Kardinals Lavigerie erklärten, als sie 1878 in das evangelische ostafrikanische Missionsgebiet eindrangen: C'est pour la France, que nous allons travailler. Wenn einer eine »unheilstiftende politische Rolle sich anmaßt,« so ist es eben der Kardinal Lavigerie. Nur zwei Beweise. Er mischte sich in den kolonialpolitischen Streit zwischen England und Portugal und stellte dem letztern seine Mannen zur Verfügung. Im vorigen Jahre veröffentlichte er einen Brief an den Präsidenten der französischen Republik in Sachen der Militärfreiheit der Theologen bezw. der Missionare. In diesem Briefe macht er den Präsidenten darauf aufmerksam, wieviel politischen Gewinn Frankreich von der römischen Mission habe, und erklärt unter anderm, daß Uganda unter Mtesas Regierung durch die Vermittlung des apostolischen Vikars Livinhac ganz nahe daran gewesen sei, unter französisches Protektorat gestellt zu werden, und daß Frankreich heute Herr in Ostafrika sein könnte dank der Thätigkeit der katholischen Missionare, wenn es nur auf ihre Pläne eingegangen wäre. Wenn heute in Deutsch-Ostafrika die französischen katholischen Missionare so sehr deutschfreundlich sind, so ist das eine kluge Politik, die dadurch erleichtert wird, daß für Frankreich dort jetzt nichts zu machen ist.

„4. Was endlich das der römischen Mission sonst gespendete Lob betrifft, so kann es nur solche blenden, welche die Missionsgeschichte nicht kennen. Es klingt fast wie eine Ironie, die römische Mission als einen »Grundpfeiler der Zivilisation« zu bezeichnen. Die römischen Missionen, z. B. in Südamerika, am Kongo, auf den Philippinen haben in Jahrhunderten als solche Grundpfeiler sich nicht bewiesen. Was heute so viel Reisende und Kolonialpolitiker blendet, das sind die schönen Plantagen, die die römische Mission anzulegen pflegt, eine Kunst, die ganz und gar kein Kunststück ist, wenn man bedenkt, daß sie mit erkauften Kindern arbeitet, über die sie »volle Gewalt« behält, die ihre Hörigen bleiben. Die evangelische Mission kann diesen Weg nicht gehen. Sie will aus den Eingebornen selbständige Christen erziehen, selbständige Gemeinden und Kirchen gründen, und zwar durch die Macht des überzeugenden Wortes. Zum Beispiel die Berliner Missionsstation Botschabelo in Lassuloland mit ihren über zweitausend selbständigen Christen ist auch in zivilisatorischer Beziehung ein ungleich solideres Werk evangelischer Missionsarbeit, als das künstliche Treibhaus Bagamoyo mit seinen paar hundert unselbständigen gekauften Fremdlingen." R

(Vom evangelisch-sozialen Aktionskomitee) Es ist begreiflich, daß Freunde und Gegner des Evangelisch-sozialen Kongresses einigermaßen darauf gespannt sind, wie das vom Kongreß eingesetzte Aktionskomitee zusammen arbeiten und was es „in die Wege leiten" werde. So werden einige Sätze willkommen sein, die einem ersten Ausschreiten des Komitees entstammen und deren Veröffentlichung uns nicht als Vertrauensmißbrauch angerechnet werden wird.

Das Komitee, heißt es da, „hat von dem im Mai zu Berlin abgehaltenen Evangelisch-sozialen Kongreß den Auftrag erhalten, die Bestrebungen, denen diese Versammlung ihre Entstehung verdankt, lebendig zu erhalten, weiter zu führen und praktisch auszugestalten. Der Kongreß war in der Absicht berufen, die verschiednen staats- und kirchenerhaltenden Richtungen innerhalb des Protestantismus auf dem Gebiete der sozialen Frage zu einer gemeinsamen Arbeit zu verbinden. Eine vorläufige Verständigung ist erreicht. Ohne Rücksicht auf sozialpolitische und kirchliche Parteistellung sollen die Freunde sozialer Reform mit einander in Fühlung bleiben, um auf dem Grunde der evangelischen Lebensanschauung und der protestantischen Staatsauffassung an der religiösen Belebung der bürgerlichen Gesellschaft; an der sittlichen Hebung des Erwerbslebens, an der Bekämpfung des sozialen Umsturzes mitzuwirken.

„Für diese Arbeit wird die Neubelebung der evangelischen Gemeinde eines der wichtigsten Mittel sein. Eine solche Belebung und Fruchtbarmachung des evangelischen Gemeindegedankens wird daher, obwohl sie zunächst Sache der Kirchenorgane ist, auch im sozialen Interesse zu erstreben sein. Darin vor allem liegt der eigentümliche Beitrag, den das evangelische Christentum zur Hebung der sozialen Uebelstände leisten kann und zu leisten hat.

„Aber darüber hinaus werden auf dem sozialen wie auf dem religiösen Gebiete mancherlei wissenschaftliche und praktische Aufgaben zu lösen sein, um dem evangelischen Geiste auf dem Boden der Reformation denjenigen sozialen Einfluß zu sichern, welcher zur Erneuerung des Volkslebens, zur Versöhnung der Stände, zur Ueberwindung widerchristlicher und unpatriotischer Strömungen erforderlich ist.

„Selbstverständlich kann es sich nicht darum handeln, in der Weise katholischer Sozialpolitik der organisirten Kirche oder ihren Dienern sozialpolitische Aufgaben in Parallele mit dem Staate zuzuweisen. Ebenso die parteimäßige sozialpolitische Agitation wie die Bearbeitung volkswirtschaftlicher technischer Aufgaben um ihrer selbst willen ist von unserm Programm auszuschließen. Es kann uns als einer freien Vereinigung evangelischer Männer vielmehr nur darauf ankommen, in der Welt der sozialen Bewegungen und Kämpfe solche Grundsätze aufzustellen und zur Geltung zu bringen, deren Durchführung eine Forderung des christlichen Gewissens, deren

Verwirklichung durch die Bethätigung der christlichen Gesinnung bedingt ist, und gemeinsam dafür einzutreten, daß die ethischen Forderungen des sozialen Lebens zur Anerkennung gebracht und den wirtschaftlichen Rücksichten übergeordnet werden.

„Durch Wort und Schrift, durch Abfassung und Verbreitung von Flugblättern, wie durch wissenschaftliche Bearbeitung wichtiger einschlagender Fragen, durch Erörterungen in der zugänglichen Tagespresse wie durch Veranstaltung von Petitionen an Behörden und Parlamente, vor allem durch die Vorbereitung weiterer Kongresse soll in evangelisch-sozialem Geiste gewirkt werden. . . .“

(Ein neuer Finanzminister in Preußen) Das geht nun zwar zunächst, wie es scheint, die Christliche Welt nichts an. Aber wir möchten diesen Minister mit dem Wunsche begrüßen, daß er der Mann sein möge, auch den mancherlei finanziellen Forderungen der evangelischen Kirche in Preußen gerecht zu werden und vor allem die Ablösung der Stolgebühren durchzuführen! R

Quittung

Für Ferienaussendung armer Kinder: 20 Mk. von P, Eichhorst.

Für die Lutherkirche in Rom: 25 Mk. von G F, Hannover; 1 Mk. von N N, Medingen.

Für die evangelische Gemeinde Sofia in Bulgarien: 1 Mk. von H R, N. Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen.

Anzeigen

In J. Frickes Verlage in Halle erschien:

Arndt, Die **Auferstehung** der Toten. 1 Mark.
Blicke in die **Zukunft** des Menschengeschlechts. 1 Mark.
Splittgerber, Tod, Fortleben, Auferstehung. 4 Mark; elegant gebunden 5 Mark.
— **Schlaf** und **Tod**, oder die Nachtseite des Seelenlebens. 2 Teile. 9 Mark; elegant gebunden 11 Mark.

Soeben erschien und in allen Buchhandlungen zu haben:

Rätsel des Daseins.

Von

Friedrich Mollmann.

Gr. 8°. 92 Seiten. Geheftet 1 Mk. 50 Pf.

August Neumanns Verlag,
Fr. Lucas in Leipzig.

Soeben ist erschienen und steht gratis zu Diensten:

Antiquar. Katalog Nr. 53:
Aeltere Theologie enthaltend.
Sehr reichhaltig!
Mäßige Preise, rasche Expedition!
Großes theologisches Lager.
Alfred Lorentz, Antiquariat u. Sortiment
Leipzig, Kurprinzstraße Nr. 10.

Aufruf!

Deutsch-Ostafrika ist jetzt wieder offen, und es gilt, in die offenen Thüren überall einzutreten. Der herrschende Muhammedanismus hat bis tief ins Innere hinein (Uganda) einen Stoß erlitten, von dem er sich nicht wieder erholen darf. Die Katholiken haben sich aufgemacht, zu den alten Boten neue zu entsenden, und große Summen (200 000 Mark) sind ihnen zugeflossen. Die evangelischen Christen Deutschlands haben die heilige Pflicht, mit ihnen zu wetteifern und das Evangelium von Christo bis tief ins Innere von Ostafrika hineinzutragen.

Evangelische Christen, helft, neben der aufgehißten deutschen Fahne das Zeichen des Kreuzes aufzupflanzen! Helft, den Boten des Krieges Boten des Friedens nachzusenden, welche die durch den Krieg geschlagenen Wunden heilen! Möchten sich viele evangelische Jünglinge und Jungfrauen, besonders auch Kandidaten und Lehrer bereit finden, in den heiligen Dienst einzutreten.

Teure evangelische Brüder im Amt, gedenkt auch dieser Mission auf deutschem Gebiet in Eurem Gebet und erklärt Euch bereit, Gaben in Empfang zu nehmen und zu übermitteln.

Als wir unsre Arbeit begannen, haben wir aus ganz Deutschland, ja über Deutschlands Grenzen hinaus Gaben erhalten. Wir bitten jetzt wieder jeden evangelischen deutschen **Prediger, zehn Mark** zu sammeln, und jeden evangelischen deutschen **Lehrer, zwei Mark** zu erbitten für die Predigt des Evangeliums unter den Erwachsenen und die Unterweisung der Kinder in Deutsch-Ostafrika. Wir möchten unsre Bitte besonders auch an die lieben Kinder richten. Gedenkt der armen schwarzen Knaben und Mädchen, die man den Eltern raubt und in die Sklaverei verkauft. Helft sie befreien und für den Heiland erziehen. Deutschlands Frauen bitten wir um Unterstützung der Krankenpflege in dem Krankenhause in Sansibar. Wir halten auch diesen Dienst für eine hervorragende Missionsaufgabe unter den Muhammedanern und Heiden.

Gott aber helfe uns, daß zu den bisherigen treuen Freunden viele neue hinzukommen, damit wir die großen uns vorliegenden Aufgaben lösen können. Dieselben sind:

1. Gründung neuer Stationen.
2. Ausführung des Baues des neuen Krankenhauses in Sansibar.
3. Gewinnung und Aussendung der für das Krankenhaus nötigen Kräfte a) eines Geistlichen, b) eines Arztes, c) neuer Schwestern, d) neuer Diakonen.
4. Gewinnung und Aussendung von Kandidaten und Lehrern für die Missionsarbeit.

Gott der Herr hat unsre Gebete erhört und uns schon jetzt neue Arbeiter und Arbeiterinnen beschert. Daniel Elker, ein Neffe unsers Missionars Greiner, ist im April ausgesandt worden, um seinen Onkel in Dar-es-Salaam zu unterstützen. Mit ihm ging seine Schwester Lydia hinaus, um im Krankenhaus zu Sansibar als dienende Schwester zu arbeiten. Die Brüder- und Schwesternanstalten in Nazareth und Sarepta bei Bielefeld werden uns von jetzt an stets mit dem nötigen Pflegepersonal für unser Krankenhaus versorgen. Im Mai gingen zwei Schwestern und ein Oberbruder, der zugleich Geistlicher ist, Herr Pastor Worms, hinaus. Mit ihnen reiste die Braut des Missionars Krämer. Derselbe hat den Auftrag bekommen, in Tanga die Schul- und Missionsarbeit zu übernehmen. Kandidat Wohlrab ist bereit, im Herbst hinauszugehen.

So wollen wir das Netz fröhlich weiter hinauswerfen und winken Euch, Ihr lieben Brüder: „Kommt, helft uns ziehen!“

Gott mit uns!

Evangelische Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika.

L. Diestelkamp, Erster Vorsitzender. — L. Beyer, Missions-Inspektor, Berlin N., Kesselstr. 24.

Havana-Cigaretten

mit Tabakdeckblatt, in Façon einer kleinen schlanken Cigarre, von feiner Qualität.

Ich empfehle zwei Sorten, zu 37 und 42 Mk. per Mille, und versende hiervon 40 Stück als Muster franko für 2 Mk.

Heinr. Wilhelmi, Bremerhaven.

Referenz: Untenverzeichnete Verlagsfirma Fr. Wilh. Grunow in Leipzig.

Erklärung

Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen

(Römer 8, 28)

Ein Sturm von Angriffen ist infolge der angeblichen Aeußerungen des Majors v. Wißmann, „die katholische Mission habe Großes geleistet, die evangelische, statt zu nützen, durch ihre politische Agitation nichts wie Unheil angerichtet,“ über unsre junge Mission hereingebrochen; eine Flut von Anfragen tritt an uns heran. Wir rufen allen Angreifern zu: Richtet nicht, verdammet nicht; wollen aber beherzigen das dritte, „vergebet!“ Ist es recht, unsre kaum drei Jahre alte Mission mit der alten katholischen Mission in ihren Erfolgen zu vergleichen? Ein andrer Vergleich liegt viel näher, der mit der süddeutschen Mission. Wir fragen, was hat diese süddeutsche katholische Mission geleistet, die mit vielen Kräften und großen Mitteln und unter der Förderung der leitenden Personen hinauszog? Wo ist ihre Station, wo sind ihre gewonnenen Heiden? Kein Katholik wirft ihr das vor. Im Gegenteil: diese bayrische Mission wird von der ganzen katholischen Christenheit gehegt und gepflegt. Hunderttausende fließen ihr zu.

Gegen die Angriffe auf unsre Leitung verteidigen wir uns nicht, stellen vielmehr alles dem anheim, der recht richtet; aber auf die Angriffe gegen unsre Schwestern und Brüder kann ich nicht schweigen, muß es vielmehr aussprechen, daß nach allen unsern Nachrichten unsre Brüder weder politisirt noch intrigirt haben. Ich muß eintreten für die tapferen evangelischen Schwestern und Brüder, welche trotz großer Widerwärtigkeiten von vielen Seiten, trotz mancherlei Nachreden ihre Arbeit gethan und darin ausgehalten haben, während andre unter der Arbeitslast zusammenbrachen und heimkehren mußten. Die Schwestern und Brüder in Sansibar pflegten am 2. Juni nach dem neuesten Bericht des stellvertretenden Reichskommissars Dr. Schmidt allein zwanzig Angehörige der Schutztruppe, während sich die Durchschnittszahl derselben auf mindestens zehn täglich beläuft. Es ist gegenwärtig unser provisorisches Krankenhaus in Sansibar, Gott sei Dank und Dank unsern Freunden in Bethel bei Bielefeld, mit Pflegekräften geistlich und leiblich wohl versorgt. Die großen Apothekenrechnungen zeugen von dem regen Besuch der Poliklinik, die ganz besonders den Muhammedanern und Heiden dient. Ist das nichts in den wenigen Jahren?

Ich muß eintreten für den Bruder Krämer, der, obschon ein junger Missionar, durch seine Thätigkeit die Achtung vieler Deutschen und die Zufriedenheit des Vorstandes sich erworben hat. Jetzt beginnt er seine Arbeit in Tanga, für das ein paar Freunde das Missionshaus geschenkt. Ist das nichts? Und nun gar Bruder Greiner! Ich muß eintreten für ihn. Mag er nicht so geschmeidig und doch schneidig wie ein weltgewandter Priester sein. „Er ist treu,“ sagte Schwester H. v. Borcke über ihn: „Er ist ein Mann, der sich in der Zeit meines längeren Aufenthalts in seinem Hause meine volle Anerkennung und Achtung erworben hat. Er ist ein Ehrenmann! Er hat in Gemeinschaft mit seiner außerordentlich tüchtigen Nichte Marie Fingerlein treulich die Kinder unterrichtet, es auch verstanden, die Schwarzen, Große und Kleine, zur nützlichen Thätigkeit anzuleiten und sie in guter Ordnung zu halten. Das Missionshaus ist durch seine fleißige Hand fertig gebaut, trotz der Unzuverlässigkeit der Arbeiter.“ Hochgestellte Beamte haben sich günstig über Br. Greiner ausgesprochen. Die Station Dar-es-Salaam steht trotz Krieg und andrer Hindernisse prangend da. Wir dürfen hoffen, daß sichs bald zeigt, daß auch im Geistlichen Greiners Arbeit nicht vergebens ist. Daß er in der kurzen Zeit keine Gemeinde gründen konnte, zumal während des Krieges, liegt auf der Hand. Wie gings andern Missionen, die nach fünfjähriger Arbeit noch nicht einen Heiden taufen konnten? Ueber Bruder Greiner sagte mir auch ein von Dar-es-Salaam kommender Herr vor wenigen Tagen: Alles schimpft auf Br. Greiner, und einer redet dem andern nach, nur sein Stationschef (Herr Leue!) ist mit ihm zufrieden. Ist das alles nichts?

Liebe Brüder, teure evangelische Missionsfreunde, wartets doch ab. Wollt nicht ernten, wo kaum gesäet ist. Zu den alten werden neue Kräfte hinzutreten. Kandidat Wohlrab, ein begeisterter, tüchtig vorbereiteter junger Mann, wird, wills Gott, am 12. November d. J. hinausfahren. Ein vorzüglich empfohlener evangelischer Lehrer hat sich gemeldet. Andre, Theologen, sind in Aussicht. Es ist längst beschlossen, eine leitende Persönlichkeit hinauszusenden. Obs einer solchen überall gelingen wird, ohne Anstoß durchzukommen? Wer weiß! Haben denn die bewährten Missionsgesellschaften es dem Staate und andern reisenden Männern überall recht gemacht? Was sagte der größte Staatsmann über die Landpastoren?

Evangelische Christen Deutschlands! Beherzigt unsrer durch viele Trübsale hüben und drüben geführten Mission gegenüber das Wort unsers letzten Sonntags-Evangeliums: Richtet nicht, verdammet nicht, vergebet, gebet! Vor allem aber betet, daß unsre junge evangelische Mission für Deutsch-Ostafrika gedeihe zur Ehre Gottes und zur Freude unsrer Glaubensgenossen in aller Welt! Wir befehlen dem Herrn unsre Wege, Er wirds wohl machen. L. Diestelkamp

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Hierzu 1 litterarische Beilage von Gustav Schloeßmann in Gotha